Sm 77

Rost, Selbstmord

Nr. 103

Bildersaal

seltener

Selbstmörder.

Ein Beitrag

zur

Beurtheilung der Sittlichkeit

des

Selbstmordes.

Berlin,

bei C. Quien.

1804.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Einleitung.

Als dein Vater, lieber Leser! (die Leserinnen bitte ich diesen Punkt zu überhüpfen) deine Mutter liebkosete und wonnetrunken in ihren Armen lag, da fragte er nicht, ob du die wichtige Reise ins Seyn machen wolltest oder nicht; vielleicht dachte er überhaupt nicht einmal an die Hervorbringung eines empfindenden und denkenden Wesens, sondern folgte bloß der augenblicklichen Sinnenlust.

Wie Dir, so geht es uns Erdenkindern allen. Wir kommen ohne un-

ser Zuthun, ohne unser Wollen auf diesen finstern und kalten Planeten an; wir lernen empfinden, fühlen, begehren, wünschen, hoffen, fürchten u. s. w., und ehe wir denken lernen, sind wir schon mit vielen tausend Fesseln an diesen Erdklumpen gebunden, haben wir schon dies Leben so lieb gewonnen, daß wir über das Bestreben es für jeden Preis zu verlängern kaum an die Fragen denken: durch wen bin ich hier? welche Kraft hat mich auf diesen Erdball geschleudert und grade auf diesen Fleck desselben, grade in diese Verbindung, in diese Umstände versetzt? Tausend und aber tausend werden geboren, leben und sterben, ohne zu wissen warum sie hier sind, und trotz aller Belehrung, welche Theo-

logen und Philosophen so freigebig hierüber ertheilen, ist die Unbekanntschaft mit dem Zweck des Erdenlebens doch auffallend groß. Die meisten Menschen begnügen sich in diesem wichtigen Punkte mit dunklen Gefühlen und Ahndungen; die wenigsten denken sich ein deutliches Ziel, wohin sie wollen; Lebensgenuß ist das schwankende und vieldeutige Wort, hinter welchem die Klügern ihre Unwissenheit und Unbestimmtheit alles Strebens verbergen.

Die Geschichte der Staaten, die Lebensbeschreibungen einzelner berühmter und gleichgültiger Menschen lehren, aus welchem Gesichtspunkte große Gesellschaften und Individuen dieses Leben ansehn; und der aufmerksame

Beobachter seiner Mitbrüder wird sich oft wundern, wenn er den höchst verschiedenen, oft widersprechenden Gebrauch wahrnimmt, den sie von einem Gute machen, zu dessen Erwerbung sie gar nichts beitrugen, und das also im eigentlichen Sinne eine Wohlthat für sie ist. Wir überlassen es andern, das mannigfaltige Treiben, Ringen und Streben zu beschreiben, das daraus entsteht, und selbst dem Gedankenlosen zuweilen ein Interesse einflößt. Unser Zweck ist, diejenigen etwas schärfer ins Auge zu fassen, welche das Leben als keine Wohlthat ansehen, oder aufgehört haben, es als Geschenk von einer liebevollen unbekannten Hand zu betrachten.

Alle Menschen lieben das Leben

und fliehen den Tod, so sagt der gesunde Menschenverstand, wenn er aus einer bestimmten Summe von Erfahrungen einen allgemeinen Schluß zieht. Der Trieb der Selbsterhaltung ist allen empfindenden Wesen gemein, sagt der Philosoph, ohne angeben zu können, was dieser Trieb eigentlich sei, selbst ohne näher zu bestimmen, was er darunter verstehe. Es ist eine Abweichung von den Gesetzen der Natur, eine Verwirrung der Vernunft, wenn die Liebe zum Leben in jemanden erstirbt, und die schwache Hand eigenmächtig in die Räder des Schicksals greift. Mit diesen dunklen und unbestimmten Worten fertigt mancher den Forscher ab, der nach den Ursachen eines auffallenden Selbstmordes

frägt. Aber worin besteht diese Abweichung von der Natur, diese Verirrung des Verstandes? Was bedeuten die mystischen Worte: Natur, Schicksal? Ist es nicht eben so natürlich, daß mancher Mensch sich unter gewissen Umständen das Leben nimmt, als daß ein Mühlstein, der keine Unterstützung hat, fällt? Die Erfahrung lehrt, daß manche, daß viele Menschen (vielleicht mehrere als dieser oder jener meint) sich das Leben verkürzen; der Selbstmord muß mithin eben so gut in der Natur gegründet seyn, als die Liebe zum Leben. Der einzige Unterschied ist der, daß jener weit seltner als diese ist.

Ohne die Natur oder das Wesen der Menschen ergründen zu wollen,

ohne über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Selbstmordes vorher zu entscheiden, ohne die Frage, ob die Selbstentleibung ein Beweis des Muthes oder der Feigherzigkeit sei, zu erörtern, werden die folgenden Bogen bloß die Geschichte mehrerer Selbstmörder praktisch aufstellen und dem Leser das Urtheil darüber völlig frei stellen. Vielleicht ergiebt es sich, daß eine jede Handlung dieser Art nach einem besondern Maaßstabe gemessen seyn will, und daß es Unrecht ist, die Unmoralität oder Moralität eines Selbstmordes nach allgemeinen Regeln zu bestimmen. Es kommt dabei alles auf die Gründe an, aus welchen er begangen wird, und auf diese die Aufmerksamkeit zu lenken ist ein

Hauptzweck der folgenden Blätter. Wenn sich diese Gründe gleich unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte fassen lassen, so wird es dem Biographen doch schwer, seine Beispiele nach denselben zu ordnen, weil gewöhnlich in einem vorliegenden Falle mehrere Gründe concurrirten, um die Handlung zur Wirklichkeit zu bringen, und weil sich selten bestimmt angeben läßt, welcher Bewegungsgrund der herrschende und entscheidende war. Oft ist die Handlung schon viele Jahre vorher vorbereitet, und ein dem Anschein nach unbedeutender Umstand bringt sie zur Reife. Die Welt wundert sich über die plötzliche Erscheinung, und staunt das Factum an, ohne es begreifen zu können.

Der Verfasser wird sich um deswillen an keine bestimmte Ordnung binden, worin er die Erzählungen folgen läßt, sondern aus seinem gesammelten Vorrathe die merkwürdigsten herausheben, und so viel ihm historisch oder psychologisch möglich ist, die Gründe anzugeben suchen, welche die Handlung herbeiführten. Vielleicht irrt er zuweilen, und schiebt dem Mörder ein Motiv unter, das nicht in seiner Seele war. In diesem Falle überläßt er es dem denkenden Leser, einen haltbareren Grund sich zu denken. Es ist ihm genug, die Aufmerksamkeit auf einen höchst interessanten Gegenstand zu lenken und den Urtheilen wenigstens ein solides Fundament unterzulegen. Dem Selbstmorde vor-

zubeugen darf er um so weniger hoffen, da er ihn, wie gesagt, unter gewissen Umständen für sehr natürlich, d. h. für nothwendig hält, ohne durch diese erklärte Nothwendigkeit der Freiheit des menschlichen Willens einen Abbruch thun zu wollen. Diese zwingenden Umstände sind nicht immer in der Gewalt der lebenden Generation, wenn sie gleich in der Gewalt des Menschen überhaupt seyn sollten. Daher kömmt es, daß trotz aller menschlichen Gegenmittel in gewissen Ländern, zu gewissen Zeiten der Selbstmord augenscheinlich überhand nimmt. Der Verfasser glaubt, daß dies unter uns jetzt der Fall sei; wenigstens sind ihm Beispiele von Selbstmorden vorgekommen, die seiner Überzeugung

nach vor einem halben Jahrhundert unmöglich gewesen wären.

Dies darf indeß den, der den Selbstmord im allgemeinen für verwerflich und schimpflich hält, nicht abschrecken, zur Verminderung des Übels beizutragen. Die Nachwelt liegt als Keim schon in der Mitwelt, und wer für jene nichts wirken will, verdient aus dieser gestoßen zu werden. Wem ein großer Wirkungskreis zu Theil geworden ist, wer auf die Meinungen und Verhältnisse seiner Mitmenschen kräftig mitwirken kann, der hat die Verpflichtung auf sich, wenigstens für die Zukunft alles, was dem Menschenwohle nachtheilig ist, zu verhüten, wenn er es in der Gegenwart nicht kann.

Alle Handlungen fließen zuletzt aus gewissen Meinungen und Grundsätzen. Auch der Selbstmord hat seine letzte Quelle in herrschenden Lehrsätzen, mögen diese nun Wahrheiten oder Irrthümer und Vorurtheile seyn. Deutlich gedacht werden sie selten; sie werden aber immer wenigstens dunkel gefühlt. Unter den Lehrmeinungen, auf die es beim Selbstmorde ankömmt, nehmen die religiösen einen wichtigen Platz ein, und gewissermaßen hängt von ihnen alles dabei ab. Wer an einen allmächtigen, gütigen und ewigen Gott, als den Schöpfer, Erhalter und Regierer dieser Welt glaubt, wer diesen Glauben nicht bloß mit dem Kopfe gedacht, sondern mit dem Herzen gefühlt hat, der muß noth-

wendig mit seinem Leben ganz anders schalten, als der Zweifler oder entschlossene Gottesläugner, der ein blindes Ohngefähr über sich und die Welt herrschen läßt. Dies ist der Grund, warum in den folgenden Erzählungen auf die religiöse Bildung und den Gottesglauben der Selbstmörder beständig Rücksicht genommen worden ist. Der Verfasser wagt es, trotz der gewaltigen Antipathie vieler seiner Zeitgenossen gegen alles, was auf Religion Bezug hat, häufig von derselben zu sprechen, und den so sehr gelästerten Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit in Schutz zu nehmen. Vielleicht gelingt es ihm, manchen auf die Inconsequenz seiner Meinungen aufmerksam zu machen,

und ihm ein Vorurtheil in seiner Unhaltbarkeit zu zeigen. Die Orthodoxie der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts fängt ja bereits an in ihrer Blöße erkannt zu werden. Vielleicht daß sie binnen zwanzig Jahren eben so lächerlich geworden ist, als jetzt das veraltete theologische System vielen erscheint; wofern sie alsdann nicht mehr Unwillen und Abscheu als Lächeln erregen wird.

Über den Begriff des Selbstmordes findet der Verfasser noch folgende Erinnerungen für nöthig. Er schließt jede Handlung, die nicht unmittelbar auf Zerreissung des Lebensfadens abzweckt, die also entweder nicht deutlich gedacht ist, oder in einem großen Zeitabstande von dem wirklich erfolgten

Tode liegt, davon aus. Der sogenannte feine Selbstmord liegt mithin ganz außer der Sphäre der folgenden Blätter, die es nur mit dem groben Selbstmörder zu thun haben. Dagegen sollen einige herzerhebende Beispiele von solchen Männern und Weibern aufgenommen werden, die trotz der deutlichen Einsicht, daß diese oder jene Handelsweise sie zu einem gewissen, vielleicht gewaltsamen Tode führte, dennoch bei derselben verharrten, weil die Vernunft und durch sie das Gewissen es forderten. Will man dies nicht Selbstmord nennen, so hat der Verfasser auch nichts dagegen. Auf Worte kommt es hier nicht an; sie sind ja bloße Nahmen für gewisse Dinge, die man freilich ohne sie nicht

deutlich begreifen kann, die man aber doch mit ihnen nicht verwechseln muß.

Was übrigens die aufzunehmenden Geschichten selbst betrifft, so sollen sie so viel als möglich aus verschiedenen Zeiten und Völkern gewählt werden, um eine desto größere Mannigfaltigkeit und Interesse hervorzubringen. Je verschiedener die Seiten und Gesichtspunkte sind, von und aus welchen wir eine Sache betrachten, desto weniger laufen wir Gefahr ein falsches Urtheil darüber zu fällen, weil wir die Verhältnisse und Beziehungen vollständiger erkennen. Und was ist am Ende alle Wahrheit anders als möglichst vollständige Einsicht in die Verhältnisse der Dinge dieser Welt? Unsere Zeiten und Landsleute, (ich ver=

stehe hier unter dem Worte Land das ganze christliche Europa; und alle gebildete Menschen unter unsern Landsleuten) verdienen indeß wie billig eine nähere Rücksicht, und darum werden die Beispiele vorzüglich aus diesem nähern Kreise genommen werden. Es bleibt dabei jedem Leser unbenommen, die folgenden Erzählungen für wahre Geschichten, für halbe oder ganze Dichtungen zu halten. Ein Schriftsteller kann einmal in diesem Stücke über den Glauben seiner Leser eben so wenig gebieten, als Könige und Kaiser über die religiösen Meinungen ihrer Unterthanen. Eben darum begiebt sich der Verfasser jeder despotischen Entscheidung hierüber. Dafür erbittet er sich von seinen Lesern die Gegengefäl-

ligkeit, ihm keine beleidigende, kränkende oder sonst boshafte Absichten anzudichten. Er ist ein stiller Beobachter der Menschen, der gerne sein Scherflein zur Veredlung der Menschheit, (sollte sich diese auch nur auf einige hundert seiner Zeitgenossen einschränken,) beiträgt. Vorsetzlich beleidigen will er niemanden; aber er wird auch ohne Scheu tadeln, was ihm tadelswerth scheint. Und sollten die folgenden Erzählungen auch bloß dazu dienen, daß mancher darüber einen unsittlichen Roman zu lesen vergißt, so hat er schon seinen Zweck erreicht.

Bildersaal

seltener

Selbstmörder.

Selbstmord aus verschuldeter Verrücktheit.

Sanftmuth und Zartheit, Gefälligkeit und Einschmiegen in die gebieterische Ordnung der Natur, machen den Hauptcharakter des Weibes aus; verfehlt es diesen, artet das Sanfte und Zarte in Rauhigkeit, die Nachgiebigkeit in trotzigen Widerstand aus, so wird das Schöne zur verzerrten Häßlichkeit, und das Liebenswürdige zu einem Gegenstande des Abscheus.

Jeannette la Guerre heirathete in ihrem siebzehnten Jahre Monsieur la Beurre. Sie war die Tochter eines reichen Amt=

manns, der sie zeitig nach der üppigen Residenz geschickt hatte, um ihr dort die Erziehung geben zu lassen, die seiner Meinung nach auf dem Lande nicht zu erreichen war. Jeannette kam in eine gewöhnliche Pension, lernte dort die gewöhnlichen weiblichen Fertigkeiten, und ward mit den gewöhnlichen Fehlern und Lastern angesteckt. Sie klimperte ein wenig das Klavier, zeichnete ein Vergißmeinnicht so genau, daß man es wenigstens nicht mit einem Eichbaum verwechselte, tanzte passabel, schwatzte viel ohne vorher gedacht zu haben, glaubte bloß darum auf der Welt zu seyn, um sich zu amüsiren, und heirathete bloß darum, damit sie den Zweck des Erdenlebens desto sicherer erreichte.

Jeannette hatte ihren Eltern geschrieben, daß sich eine annehmliche Parthie für sie gefunden habe, und daß sie sich nächstens mit Monsieur la Beurre werde trauen lassen. Der Vater glaubte, mit

seiner gereiften Einsicht dem Mangel an Erfahrung bei seiner Tochter zu Hülfe kommen zu müssen. Er schrieb ihr, daß er ihrer Neigung keinen Zwang anthun wolle, (Gehorsam hatte er nie von seiner Tochter verlangt, und daher war er schon seit geraumer Zeit von ihr mit herrischem Übermuthe behandelt worden,) daß er ihr aber mit gutem Rathe an die Hand gehen und sie hiermit zur Vorsicht bei einer solchen wichtigen Verbindung ermahnen wolle; übrigens bäte er, die Traue noch einige Wochen aufzuschieben, weil er eine nöthige Geschäftsreise vorhabe. Sie antwortete ihm, daß sie seines väterlichen Rathes nicht bedürfe, und seiner Ermahnungen entübrigt seyn könne, indem die Natur sie mit hinlänglichen Gaben versehen habe, um sich selbst rathen zu können, die Traue könne nicht verschoben werden, da ihr künftiger Gemahl auf die einmal bestimmte Zeit bestehe.

Jeannette verband sich mit Monsieur la Beurre, während ihr Vater auf der Landstraße war; er nannte sie ein eigensinniges Mädchen, dessen Trotzkopf man einmal nachgeben müsse, und das bei alle dem seine allerliebste Jeannette bliebe. Er hatte kaum seine Reise geendigt, als er nach der Residenz fuhr, um die liebe Tochter zu besuchen und zu ihrer Veränderung Glück zu wünschen. Madame la Beurre hatte gerade einen angenehmen Besuch als sich der Vater melden ließ. Sagt ihm, rief sie dem Kammermädchen zu, daß ich heute für ihn nicht zu Hause bin; morgen kann er mich sprechen. Dem Amtmann verdroß diese Antwort doch zu sehr, als daß er sie hätte verwinden können. Er fluchte im Weggehen und antwortete dem Mädchen: ich werde auch einmal nicht für Madame zu Hause seyn.

Ihrer Stiefmutter, die sie wiederholt an Ausrichtung eines gegebenen Auftra-

ges erinnerte, schrieb sie: Verschonen Sie mich mit dergleichen Commissionen; ich kann meine Zeit besser anwenden, als in der Stadt herumfahren und Ihre Bestellungen ausrichten.

Ein so unnatürliches Betragen gegen Eltern konnte nur aus einem eben so unnatürlichen und unvernünftigen Benehmen der Eltern selbst entstanden seyn. Jeannette hatte, so lange sie im väterlichen Hause war, die vollkommenste Freiheit gehabt, zu thun was ihr beliebte. Sie hatte es zeitig gefühlt, daß sie als einziges Kind vom Vater mit zu großer Nachsicht behandelt würde, und ihn nach Gefallen lenken könne. Eigensinn, Rechthaberei und Herrschsucht waren daher schon in den ersten Jahren ihre auffallendsten Fehler; sie hatte befohlen, nach der Residenz in eine Pension gebracht zu werden, sie hatte die Anstalt, in welcher sie erzogen seyn wollte, selbst vorgeschrieben, weil eine

Freundin sie ihr als allerliebst lustig geschildert hatte, und der gefällige Vater hatte folgsam nachgegeben.

Die Früchte einer solchen Umkehrung der Dinge hatte er leider zu zeitig gekostet; andere lernten sie zu ihrem großen Verdruße eben so zeitig; bis die Strafe auf das Haupt der Verbrecherin selbst fiel.

Von Erfüllung ehelicher Pflichten wußte Jeannette weiter nichts, als daß der Mann mit den Schwachheiten seiner Frau Geduld haben müsse. Sie rechnete daher auf die ausgedehnteste Nachsicht von Monsieur la Beurre, dem sie ein ansehnliches Vermögen mütterlicher Seits zugebracht hatte. Mein Herr, sagte sie vierzehn Tage nach der Hochzeit zu ihm, ich habe sie blos darum genommen, weil die Welt einmal so thöricht ist zu glauben, daß einem Mädchen weniger erlaubt sei, als einer Frau; ich rechne darauf daß sie galant seyn werden.

Jeannette hatte Verstand, lebhaften Witz und ein schönes Gesicht. Sie besuchte Bälle, Concerte, das Schauspiel u. s. w.; war es ein Wunder daß sie Anbeter fand, und daß ihrem Ehemann nach dem ersten Vierteljahre gerathen wurde, die neuaufgekommene Mode mitzumachen und die Fenster seiner Wohnung erhöhen zu lassen, um ohne Anstoß aus demselben sehen zu können? Er ertrug seine eheliche Bürde mit vollkommner Resignation; man versichert, daß er seiner Frau nie den geringsten Vorwurf gemacht, oder eine Bedenklichkeit gehegt habe, ob das neugeborne Kind auch mit Fug und Recht seinen Nahmen führen könne.

Wunderbarer war es, daß Jeannette, die mit ihren Liebhabern oft wechselte, grade häßliche, oder wegen einer sonderbaren Gewohnheit lächerliche, oder gar wegen beschränkten Verstandes verschrieene Personen wählte. Man machte bittere An-

merkungen über diesen sonderbaren Geschmack; einige schrieben ihn einem besondern Raffinement in der Wollust zu, andere behaupteten, vielleicht mit mehrerem Rechte, daß es bloß eine Folge ihrer verkehrten Denk- und Handlungsart wäre, und daß eine Person, die alle Dinge auf den Kopf stelle, unmöglich gut und schön finden könne, was andere lieben und schätzen. In der That würde es dem Psychologen schwer werden, eine haltbare Erklärung zu geben, warum ein junges schönes Weib, der es nicht an rüstigen Liebhabern fehlte, um auch die Unersättlichkeit zu befriedigen, nach den Eroberungen kraftloser Greise so begierig war, daß sie sich ihnen selbst in die Arme warf, und wohl gar auf ihren Knieen liegend, um — ihre Gunst bitten konnte. Es waren nicht deutlich gedachte Gründe, oder Vorsätze, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, etwa Aufsehn zu erregen und von sich sprechen

zu machen, die sie zu solchen Bizarrerien hinriß, sondern die instinktmäßige Begierde, das Gegentheil von dem zu thun, was andere üben, und der Natur zuwider zu handeln.

Frech setzte sie sich über die Urtheile der Welt hinweg, und selbst die nachtheiligsten Reden über sie waren ihr gleichgültig. Sie hatte schlechterdings keinen Begriff von weiblicher Ehre, und was läßt sich von einem Weibe erwarten, das über diesen wesentlichen Punkt ihres Geschlechts eine empörende Gleichgültigkeit zeigt?

Daß wollüstige Weiber rachsüchtig sein können ist bekannt. Auch Jeannette war es, und Bertrand machte hierüber eine bittere Erfahrung. Er hatte das Herz, eine entehrende Verbindung, worin er mit Jeannetten gerathen war, eigenmächtig aufzuheben, wenn nicht aus Gefühl seiner eigenen Würde, doch wenig-

stens aus Eigennutz, denn er hatte die Bekanntschaft mit einem reichen Mädchen gemacht, und ihm seine Hand angeboten; die Eltern willigten in die Heirath und Bertrand sah einer glücklichen Zukunft entgegen. Aber Madame la Beurre verdarb sie ihm im Keime. Gewohnt ihre Liebhaber selbst zu verabschieden, so bald sie derselben überdrüßig war, empfand sie es tief, daß Bertrand eine Ausnahme davon machte, und beschloß den Treulosen dafür zu bestrafen. Sie schrieb einen anonymen Brief an seine Braut, und ließ in demselben ihrer boshaften Rachgier freien Lauf, indem sie die schändlichsten Verläumdungen über ihn ergoß. Nicht zufrieden damit stattete sie selbst bei ihren Eltern einen Besuch ab, und schilderte den künftigen Schwiegersohn von einer so nachtheiligen Seite, daß die angeknüpfte Verbindung sogleich zerrissen ward. Mit Recht trugen die Eltern Bedenken, ihre Tochter

einem Mann zu geben, der mit einem übelberüchtigten Weibe vertrauten Umgang gepflogen hatte. Bertrand verwünschte seinen Leichtsinn, der ihn in jene nachtheilige Verbindung mit Jeannetten gezogen hatte; aber er hatte noch mehr Ursach ihrer Rachgier zu fluchen, als unerwartet seine Cassen, (er bekleidete ein Staatsamt) revidirt und unrichtig befunden wurden. Um eine unvorhergesehene Ausgabe bestreiten und die nöthigen Geschenke, welche die Galanterie erfordert, machen zu können, hatte er einige nicht unbedeutende Summen, die vom Staat ihm anvertraut waren, für eigene Rechnung verwendet mit dem Vorsatz, sie gelegentlich wieder zu ersetzen. Jeannette wußte einigermaßen darum, denn er hatte ihr in einer vertraulichen Stunde offenbaret, daß es ihm nie an Geld fehlen könne, so lange er über ansehnliche Cassen disponiren dürfe. Sie benutzte dieses Geheimniß, um ihren bren-

nenden Durst nach Rache zu stillen, und einen Unbesonnenen ins Verderben zu stürzen, der mehr aus Leichtsinn als Bosheit schlecht gehandelt hatte. Er büßte sein Verbrechen mit dem Verluste seines Amtes und 5jähriger Festungsstrafe.

Die Verschwendung, worin Madame la Beurre lebte, bewiesen ihr nach Verlauf einiger Jahre, daß auch ein Brunnen sich ausschöpfen läßt: ihr Vermögen war dahin, und mit demselben die gute Laune ihres Mannes. Es kam zuweilen zu unangenehmen Erklärungen und Jeannette fühlte es, daß die Gefälligkeit manches Mannes auf ehernen oder goldenen Grundfesten beruhe. Noch drückender aber fühlte sie die Erschöpfung ihrer Börse darum, weil sie gehindert ward, ihre vorige Lebensweise in dem bisherigen Grade fortzusetzen. Gezwungene Einschränkungen fallen dem Freiheitssinn stets beschwerlich; aber der Ungebundenheit sind sie uner-

träglich. Jeannette nahm ihre Zuflucht zu dem, was sie bis dahin verabscheut hatte; sie ließ sich ihre Gunstbezeugungen unter verschiedenen Nahmen abkaufen, und ergab sich auch manchem Lüsternen, zu dem sie keine persönliche Zuneigung hatte. Sie sank dadurch in ihren eigenen Augen mehr als in dem Urtheile der Welt, die so etwas in der Regel findet.

Bis dahin hatte sie nicht nach ihrem Vater gefragt, und auch dieser war seiner Seits völlig unbekümmert um sie gewesen. Jetzt dachte sie öfter an ihn, und die Noth brachte sie zuletzt dahin, einen Brief zu schreiben, und seine väterliche Milde in Anspruch zu nehmen. Der Brief kam erbrochen wieder zurück mit den unterschriebenen Worten: Ich bin für Madame nicht zu Hause!

Diese empfindliche Kränkung schmerzte um so mehr, je größere Überwindung ihr dieser Brief gekostet hatte, und je

weniger Aussicht vorhanden war, sich dafür zu rächen. Sie verfiel darüber in eine Krankheit und kaum war sie von derselben wieder hergestellt, so erfuhr sie den Tod ihres Vaters. Die Hoffnung, bald in dem Besitz des väterlichen Vermögens und dann im Stande zu seyn, die frühere unabhängige Lebensart wieder anfangen zu können, versetzte sie in eine große Freude, die aber desto furchtbarer getäuscht ward, je unerwarteter es geschah. Der alte la Guerre hatte ein Testament gemacht, und in demselben seine Frau zur einzigen Erbin seines Vermögens eingesetzt. Jeannette war enterbt.

Vor Wuth außer sich stieß sie die empörendsten Schmähungen gegen den Verstorbenen aus; sie sann auf Rache und da sie diese unmöglich fand, so verfiel sie von neuem in wüthende Verzuckungen. Die Zukunft mahlte sich ihrer Phantasie mit den finstersten Farben ab, und die

Gegenwart wurde durch die bittersten Vorwürfe des Mannes, der nun jede Schonung bei Seite setzte, unerträglich. Schwermuth bemächtigte sich ihrer ganzen Seele; fortgesetzter Gram über getäuschte Hoffnungen, Gefühl des Unvermögens, ihre drückende Lasten abschütteln zu können, das demüthigende Geständniß, an alle dem selbst Ursach zu seyn, die Schaam, von andern verachtet zu werden, der Neid über das Glück einer gehaßten Stiefmutter, der Verdruß denen nachstehn zu müssen, die sie sonst übersehn oder hochmüthig behandelt hatte; dieses alles zusammengenommen mit einer ohnehin verkehrten Denk- und Handelsweise brachte Jeannetten dem Zustande der völligen Verrücktheit nahe. Sie mußte in ihrem Zimmer gehüthet werden.

Eines Tages wußte sie den Wächter durch einen Auftrag zu entfernen; unbesonnener Weise ließ er sich bereden, das

Zimmer zu verlassen. Kaum war er heraus, als er die Thür hinter sich verschließen hörte. Jeannette eilte zu einem Korbe, der mit Messern angefüllt auf einem Stuhle stand. Hurtig ergriff sie eins, und zerschnitt sich damit auf eine grausame Weise den Körper, ohne sich eine tödtliche Wunde beizubringen. Den zerstümmelten Handsehnen fehlte es an Kraft, den tödtlichen Schnitt im Halse zu vollführen. Mit blutenden Händen und jämmerlich zerfleischtem Körper lief sie im Zimmer umher und brüllte vor Schmerz. Sie versuchte es, das Fenster zu eröffnen, in der Absicht sich aus demselben herabzustürzen; aber theils Kraftlosigkeit, theils Mangel an Bewußtseyn, hinderten sie ihren Zweck zu erreichen; sie fiel von Schmerzen betäubt zu Boden. Als man die Thüre des Zimmers sprengte, um ihr zu Hülfe zu kommen, lag sie ohnmächtig da und schwamm im Blute, das aus den zahllosen Wunden

hervorquoll. Herbeigerufene Wundärzte brachten sie wieder ins Leben zurück, und legten ihr Verbande um. Sie riß sie in der Raserei los, und gab unter den entsetzlichsten Schmerzen und fürchterlichem Geheule nach zwanzig langen Stunden den Geist auf.

Ihr Tod war eben so widernatürlich und empörend eckelhaft als ihr ganzes Leben, und der in demselben bewiesene Character. Sie stehe als Schauder erregendes Denkmal da, was der Mensch werden kann, wenn er der Natur trotzt.

Selbstmord aus Schwärmerei.

Im vorigen Jahrhunderte lebte ein Quacker Namens Watson in Amerika. Er war in seinem 69sten Jahre noch so munter und gerühriq als mancher 50jährige Mann kaum ist; denn er hatte den Grundsätzen seiner Religion gemäß, streng und mäßig gelebt, hatte jedes Vergnügen, jeden sinnlichen Genuß geflohen, der nicht zur Erhaltung des Lebens nothwendig war, und hatte sich stets in den engen Gränzen der Naturbedürfnisse gehalten. Er wußte nichts von den groben Ausschweifungen der großen Städte in Europa, hatte nie an einer üppigbesetzten Tafel gegessen, und seinen Kopf nie von den Dünsten des übermäßig genossenen Weins beschwert gefühlt. Sparsamkeit und gute Ökonomie hatten ihm zu einem ansehnlichen Vermögen ver-

holfen, und seine häusliche Frau liebte ihn wie sich selbst; nie war unter ihnen ein Streit, eine Zwistigkeit oder sonst eine Unannehmlichkeit vorgefallen, die den ehelichen Frieden gestört hätte. Drei wohlgerathene Kinder vermehrten sein häusliches Glück und machten den Stolz seines väterlichen Herzens aus. Bekannte und Freunde stimmten in einerlei Lobeserhebungen des alten Watson ein; seine Nachbarn nannten ihn nur bei seinem Vornamen den braven John, und europäische Handelshäuser acceptirten jeden Wechsel von ihm. Denn der Mann betrieb noch in seinem Alter seine Handelsgeschäfte, obwohl er nach dem Ausdrucke seiner Landsleute bereits 100,000 Pfund werth war, d. h. über eine halbe Million Thaler im Vermögen hatte. Er befolgte nicht den Grundsatz der heutigen Engländer, welche die erste Hälfte ihres Lebens unter Sorgen und beständigen Streben nach Reichthum hin-

bringen, um die letztere Hälfte recht bequem (comfortable) genießen zu können. Kurz Mäster Watson war noch als Greis ein thätiger Kaufmann, kannte keine Nahrungssorgen, wußte nichts von Überdruß des Lebens, nichts von Unglücksfällen, hatte keine heftige Leidenschaft, die ihn folterte oder in Verdrüßlichkeiten stürzte; er besaß alles, was sonst das Leben angenehm und die Fortdauer desselben wünschenswerth macht; gleichwohl verkürzte er dasselbe um einer Grille willen.

Er war bei aller sonstigen Vernunftmäßigkeit ein Schwärmer in der Religion, und war es durch die Lehren seiner Kirche geworden. In den unruhigen Zeiten Englands, unter Cromwells Protectorat, waren seine Ältern als eifrige Anhänger des Schusters Fox verfolgt, und wegen politischer Vergehungen gerichtlich bestraft worden; in der Folge gingen sie nach Amerika und halfen dem bekannten Gründer Pen-

sylvaniens die dortigen Wälder ausrotten und Philadelphia erbauen. Unser Watson folgte ihnen als 5jähriger Knabe, und erinnerte sich noch im spätesten Alter des heftigen Sturms, der sie bei der Überfahrt überfiel. Das Schiff war seinem Untergange nahe, alles lag auf den Knien und betete um Erhaltung des Lebens, und Watson sah in seiner kindischen Phantasie den lieben Gott als einen bärtigen Greis vom Himmel kommen, ihm die rechte Hand reichen, und hörte die Trostesworte von ihm: Sei ruhig, fasse Muth, der Herr kennet die Seinen. Er erzählte diese Erscheinung sogleich seinen Ältern, die sie den übrigen Reisegefährten mittheilten, und ihnen dadurch so viel Vertrauen auf ihre Kräfte gewährten, daß sie dem Schiffsvolke bei den Pumpen halfen, und dadurch das lecke Schiff vom sinken abhielten. Da der Sturm an seiner Heftigkeit nachließ, sich bald darauf gänzlich

legte, und das Schiff ohne weitere Unfälle auf der amerikanischen Küste landete, so kam der junge Watson in den Ruf einer besondern Heiligkeit und eines genauern Umganges mit Gott. Wirklich nahm seine Phantasie auch seitdem einen höhern Schwung. Er sprach mit Gott und dem gekreuzigten Heilande wie mit seines Gleichen, ging oft mit Jesu spatzieren, ward von ihm geliebkoset und geküßt, und wo er nur ging und stand, da fand er sich von einer Schaar hüpfender und dienender Engel umgeben. Er stimmte in ihre Hallelujah's ein, warf sich mit ihnen vor dem Throne des Allerhöchsten nieder, und fühlte sich in allen diesen kindischen Träumereien hochbeglückt.

Eines Tages lag er im Schatten der Bäume, die Bibel unter dem Kopfe, und hing seiner frommen kindischen Phantasie nach; da brach plötzlich bei der größten Windstille ein starker Ast vom Baume, und

schlug nur zwei Finger breit von seinem rechten Schlafe tief in die Erde, während die obern Zweige desselben in umherstehenden kleinern Bäumen hängen blieben. Diese wunderbare Rettung bestärkte ihn in seinem Glauben, daß er unter einer nähern göttlichen Aufsicht stände; er versicherte, den Engel gesehn zu haben, den Gott plötzlich absandte, um den fallenden Ast neben ihm in die Erde zu senken, und ihn mit den obern Zweigen zu befestigen; er beschrieb die geschäftige Ängstlichkeit des Engels, und hätte vielleicht auch die Farbe seiner Augen angegeben, wenn man ihn darnach gefragt hätte.

Diese kindischen Spiele der Einbildungskraft verloren sich freilich mit der Zeit, so wie er ins geschäftige Leben trat; aber sie machten ihn für die Lehren seiner Secte desto empfänglicher. Es bedurfte bei ihm nicht wie bei andern Menschen jener außerordentlichen Veranlassungen, um das

innere Licht anzuzünden, die himmlische Sophia zu erwecken; sie war schon von den Jahren der Kindheit an in ihm thätig wirksam. Er warf daher auch zeitig, wie der Schuster Fox, die Bibel und den äußern Christus, den sie lehrt, bei Seite, um bloß den innern Christus in sich zu hören, und auf dessen Lehren zu merken. Und damit dieser desto ungehinderter seine Kraft äußern könne, damit der glimmende Funke der Gottheit zur Flamme emporlodern möge, casteite er seinen Körper, der für jenen ein beengendes Gefängniß ist, auf alle mögliche Weise. Er genoß die einfachsten Speisen mit der seltensten Mäßigkeit, hungerte oft Tagelang, versagte sich jeden Genuß aller starken Getränke, und stillte seinen Durst nur mit reinem Quellwasser. Der grauende Tag fand ihn schon immer bei der Arbeit, und oft stand er mitten in der Nacht auf, um die Trägheit des Körpers und die Neigung zum

Schlaf zu bekämpfen. Die einfache Kleidung seiner Glaubensgenossen war ihm noch zu prachtvoll und irdisch; er trug bloß ein Stück Tuch in Form eines Mantels, ohne die geringste Falte, ohne einen Knopf, nur mittelst zweier Bänder befestigt; ein großer Huth mit hängenden Krempen ohne alle Schnüre, Schleifen und Knopf, bedeckte sein Haupt; statt der eitlen Schnalle befestigte ein schmales Band die Schuh an den Füßen. Er gehörte unter den sogenannten Trocknen zu den strengsten Tadlern aller Pracht und Eitelkeit, so wie jedes Vergnügens und jeder Freude. Rauh und streng in seinem ganzen Wesen verlangte er von jedem andern eine ähnliche Rauhheit und Strenge.

Die Menschen lieben das Außerordentliche und Auffallende und wer in den Zeiten der Noth und Entbehrung die strengsten Forderungen an sie thut, und sie selbst befolgt, der ist sicher ihre Achtung zu er-

halten, die ihn bald zum Oberhaupt derselben macht. Watson warf sich zum Gewissensführer der Quacker in Amerika auf, und brachte eine kirchliche Verfassung unter ihnen zu Stande. In seiner Wohnung ward der gemeinschaftliche Betsaal eingerichtet, und er war der vorzüglichste Begeisterte, der unter ihnen auftrat, um sie von den Eingebungen seiner himmlischen Sophia zu unterrichten. Wenn die Versammlung oft Stundenlang in schweigender Stille gewartet hatte, daß aus einem Bruder oder einer Schwester das innere Licht hervorbrechen und sie erleuchten möge, dann trat Watson auf, und donnerte ihnen mit kraftvollen Worten die Gebote des Zürnenden ins Gewissen, oder tröstete sie mit seinen seegensvollen Verheißungen, und offenbarte ihnen in dunklen unbestimmten Bildern die Zukunft und die Gesichte, die ihm zu Theil geworden waren. Das zufällige Eintreffen einiger die-

ser Weissagungen brachte ihn in den Ruf eines von Gott erleuchteten Propheten, und seitdem wurden seine Aussprüche als Orakel der Gottheit, seine Anordnungen als Befehle des Höchsten angesehn. Er forderte die Tochter eines Bruders zur Frau; sie ward ihm unweigerlich gegeben, und gehorchte ihm fast mit einer sklavischen Unterwürfigkeit.

Sein Ehestand war eben den strengen Gesetzen unterworfen, als sein ganzes übriges Leben. Er wohnte seiner Frau nur in der Absicht bei, um Kinder zu erzeugen; von dem Augenblick an, wo er von der Empfängniß überzeugt war, enthielt er sich ihrer ganz. Nur zur Fortpflanzung des Geschlechts, sagte er, hat uns Gott die Zeugungsglieder gegeben; wer sie zur Befriedigung des sinnlichen Kitzels gebraucht, der sündigt eben so sehr, als der Fresser, der sich den Magen durch Überladung verdirbt, oder der Säufer,

der ohne Durst ein gaumenkitzelndes Getränk zu sich nimmt, und seine Vernunft ertödtet. Er legte sich nach der Geburt des ersten Sohnes eine vierjährige Enthaltung der ehelichen Pflicht auf, ohne medizinische Gründe für sich und seine Frau dazu zu haben, bloß in der Absicht, dem Geiste die Herrschaft über den unedlen Körper zu verschaffen, und sein Gefängniß, wie er sagte, zu erweitern.

Durch diese und ähnliche Übungen in Ertödtung der sinnlichen Begierden brachte er es zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit in Bezähmung aller Affecten. Er konnte unter dem brennendsten Durste in drückender Sonnenhitze, ohne irgend ein Zeichen des Mißmuthes, fortwandeln, und die empfindlichste Kälte preßte ihm auch bei der leichtesten Kleidung und allem Mangel an fester Nahrung keine Klage aus. Als er sich um Handelsgeschäfte abzumachen auf einem europäischen Kauffah-

rer eingeschifft hatte, ward er von einem französischen Kaper unweit der spanischen Küste gefangen genommen, und nach Marseille geführt. Der Kaper ward unter Weges von einem algierischen Korsaren angegriffen, und um der schrecklichen Sklaverei zu entgehen, hatten sich alle Passagiere bewaffnet, fest entschlossen, ihre Freiheit so theuer als möglich zu verkaufen. Der Schiffskapitän ließ auch unserm Watson Degen und Pistolen überreichen. Ich bedarf keiner Waffen, sagte er, und legte sie ruhig bei Seite. Ihr werdet doch euer Leben vertheidigen? rief ihm der Kapitän zu. Mein Leben stehet in Gottes Hand, antwortete er. Es war keine Zeit weitläufige Gespräche zu führen, die Seeräuber enterten, ohne lange aus der Ferne zu schießen. Mit dem Säbel in der Hand suchten sie das christliche Schiff zu besteigen, und es begann ein furchtbares Handgemenge. Watson sah dem blutigen

Kampfe ruhig zu; er war auf dem ganzen Schiffe der einzige, der an keine Vertheidigung dachte; denn selbst der Schiffsjunge hatte sich unter die Fechtenden gestellt, und half die Seeräuber zurückschlagen, die etwa nach einer Stunde die Flucht nahmen. Die Freude über den Sieg war allgemein. Nur Watson blieb auch hier gleichgültig.

Wenn sein Betragen auf der bisherigen Reise die Aufmerksamkeit seiner Gefährten auf sich gezogen hatte, so erregte er durch sein jetziges Benehmen den allgemeinen Unwillen. Die Heftigsten schimpften auf ihn, und drohten, ihn ins Meer zu werfen; die Gemäßigten machten ihm die bittersten Vorwürfe über seine Feigheit und empörende Gleichgültigkeit gegen die gemeinschaftliche Noth. Er blieb bei allen Vorwürfen und Drohungen kalt. Mit dem Huthe auf dem Kopfe, mit festem Blicke trat er zum Schiffskapitän,

der gegen ihn sehr erbittert war, und sagte: Freund! warum ereiferst du dich? Weißt du nicht, daß mein Glaube mir verbietet Menschenblut zu vergießen? Wer das Schwerdt nimmt, soll durchs Schwerdt sterben; denn er ist ein Mörder. Wenn du die Stimme der himmlischen Weisheit noch nicht vernommen hast, wenn das innere Licht dir noch nie geschienen hat, so laß wenigstens mich meines Glaubens leben. Sei dem Gebote des Höchsten auf deine Gefahr ungehorsam; aber mich suche nicht zu verführen.

Kapit. Du hättest dich und uns gegen ungerechten Angriff wenigstens vertheidigen sollen.

Watſ. Freund, du verstehst nicht was du sprichst; ist Vertheidigung ohne Angriff möglich? Konntet ihr die Seeräuber abwehren, ohne ihnen Schaden zuzufügen und Schmerzen zu erregen?

Kapit. Du hättest dich also lieber

zum Sklaven machen und in Ketten schmieden lassen, ehe du dich gewehrt hättest.

Watſ. Ich hätte dem, der mich auf den rechten Backen schlug, auch den linken dargehalten, und wer mir den Mantel genommen hätte, dem würde ich auch den Rock gegeben haben.

Mehrere Stimmen. Der Kerl ist ein Narr und gehört ins Tollhaus; werft ihn in die See.

Watſ. Thut was ihr wollt, ihr habt nicht mehr Macht über mich, als der euch gab, in dessen Händen ich und ihr seyd, der die ganze Welt trägt, und dem Millionen Engel zu Gebote stehen, um die zu retten welche ihn lieben. Aber du Freund, (sich zum Schiffskapitän wendend) bist du, was du seyn sollst, so befiehl diesen hier, daß sie mich in Ruhe laßen.

Etliche hitzige Gemüther rissen ihm bei diesen Worten den Huth vom Kopfe, und sagten: du solltest dich vor ihm beugen,

und befiehlst ihm in einem herrischen Tone?

Watson entriß ihnen den Huth wieder, drückte ihn trotzig auf den Kopf, und sagte: Ich bin ein Mensch, wie ihr und jeder andre. Ich entblöße mein Haupt selbst vor Königen und Kaisern nicht. Ihr liebt, wie ich sehe, die Complimente und demüthige Erniedrigungen eines vor dem andern; ich nicht. Du bist, Freund Kapitän! ein Wurm wie ich, du wirst dich nicht überheben, und mehr verlangen als dir gebührt. Schaff mir Ruhe vor diesen Übermüthigen.

Kapit. Laßt ihn; ihr seht, der Kerl ist halb verrückt, und sein Benehmen fängt an mich zu belustigen. Geht an die Arbeit, dann wollen wir sehen, was wir mit ihm anfangen.

Es gab nach einem harten Gefechte mit Seeräubern zu viel auf dem Schiffe wegzuräumen und bei Seite zu stellen, als

daß man die Zeit mit einem vermeintlichen Narren hätte verderben sollen. Watson bekam daher Ruhe, und bedurfte ihrer auch. Er hatte, obwohl er keinen Theil an dem Gefechte genommen, gleichwohl einen Schuß im linken Arm bekommen, und die Kugel saß noch im Fleische. Sie verursachte ihm die heftigsten Schmerzen, aber kein Klageton entfuhr seinen Lippen; nur die Steifheit der Bewegungen desselben verrieth zuletzt dem Schiffsvolk die Wunde, und es war für mehrere eine angenehme Entdeckung, daß der eigensinnige Thor, bei seiner Weigerung sich zu vertheidigen, eben so wenig von schmerzhaften Wunden befreit geblieben wäre, als sie; die sich ihrer Haut tapfer gewehrt hatten. Watson verdarb indeß diesen Schadenfrohen einen großen Theil ihrer Freude durch den bewundernswürdigen Gleichmuth, womit er seine Leiden ertrug. Selbst bei der gefährlichen Operation, der er sich

in der Folge unterwerfen mußte, bei den schmerzhaften Schnitten und Untersuchungen, verließ ihn seine stoische Kälte keinen Augenblick. Er kam mit einem Arme weniger als er abgereist war in sein Vaterland zurück, und gewann an Ansehn und Einfluß um so mehr.

Seine Autorität zeigte sich besonders bei der häuslichen Kinderzucht. Die Frau hatte keine Stimme bei derselben, alles ging nach seinem Willen, und jedermann unterwarf sich demselben unbedingt. Um die Sinnlichkeit seiner Kinder zu unterdrücken, und ihnen das Zerbrechen der körperlichen Fesseln zu erleichtern, legte er ihnen die härtesten Büßungen auf, und forderte Entsagungen, die tausend Erwachsene nicht zu thun im Stande sind. Einst ließ er seiner Gewohnheit zuwider den Tisch mit den ausgesuchtesten Gerichten besetzen, die Schüsseln dampften den Hungrigen die erfreulichsten Düfte entgegen,

und reizten ihren Appetit. Er hielt ein langes Gebet, ließ sich dann weitläuftig über die Bezähmung der Begierden aus, und befahl, daß die Speisen wieder abgetragen würden. Als sein ältester Sohn ein andermal über heftigen Durst klagte, und sich auf den labenden Trunk freute, riß er ihm den Becher von den Lippen, und ermahnte ihn, gegen die böse Materie anzukämpfen und die Seele zu erlösen. Zuweilen ließ er die Kinder ein Vergnügen hoffen; aber dann, wenn ihre gespannten Erwartungen befriedigt werden sollten, vernichtete er sie für immer durch ein Machtgebot; äußerten sie eine Vorliebe für ein Spielwerk oder sonst eine Sache, so entriß er sie ihnen mit Gewalt, oder verlangte sie als Zeichen des Gehorsams von ihnen. Zeigten sie Zuneigung zu einem fühlenden Wesen, so entfernte er es; ein schmeichelndes Hündchen ward bloß darum aus dem Hause geschaft, weil die

Kinder es lieb hatten, und ein Vögelchen erhielt bloß aus einem ähnlichen Grunde seine Freiheit.

Es war kein Wunder, wenn durch eine solche Erziehung jedes menschliche Gefühl in dem weichen Herzen der Kinder erstickt ward. Ohne alle Zuneigung zu irgend einem Gegenstande, kannten sie weder Begierden noch Abscheu; die ganze Welt mit allem was sie reizendes und abschreckendes hat, war für sie gewissermaßen nicht vorhanden; Gleichgültigkeit und Kälte gegen alles war der Stempel, der ihrem Gesichte und ganzem Wesen aufgedrückt war. Von allen Pflichten der Menschen kannten sie keine andre, als unbedingten Gehorsam gegen ihren Vater; wenigstens war ihnen keine heiliger und ehrwürdiger. Sie sahen zu ihm, als zu einem überirdischen Wesen hinauf; und mit dem Gefühl des Gehorsams gegen ihn, war die gänzliche Vernichtung alles Irdischen, das Stre-

ben zu dem Übersinnlichen so unzertrennlich verbunden, daß ein Urtheil ihres Vaters für sie ein Gottesurtheil, Winke und Wünsche von ihm Befehle des Himmels für sie waren.

Der tägliche Inhalt seiner Lehren und Ermahnungen, seines ganzen Handelns war: Nur durch die Ertödtung der Sinnlichkeit, durch das Absterben des Körpers gelangen wir zu einer gottähnlichen Freiheit. Ihr trägt, so rief er seiner Frau und seinen Kindern zu, ihr trägt einen Theil der Gottheit in euch; aber dieser ist mit harten Fesseln gebunden, der Körper schließt ihn als Gefangenen ein; Euer ganzes Bestreben in diesem Leben muß dahin gehen, den Kerker dieses Gefangenen zu erweitern, und ihm die Thür zur Flucht zu öffnen. Als die reinen Geister fielen, und sich gegen das Urlicht empörten, da schleuderte die Allmacht sie in die Tiefe herab, und schloß sie in die finstere kalte

Materie ein, damit sie für ihren Frevel büßten. Der Körper des Menschen ist diese strafende Materie. Wer sich unbefleckt von derselben erhält, sich nur mit dem Anschaun des Himmlischen beschäftigt, dem Urlichte sich dadurch zu nähern strebt, daß er den innern Funken anfacht und nährt; wer durch alles dies Gehorsam gegen Gott bezeugt, seine frühere Empörung bereut, der wird seiner Strafe entlassen, und geht zur Vereinigung mit Gott, zum Genuß einer unendlichen Seligkeit über. Wer aber auf Erden seine Strafe mit Murren trägt, sich fortgesetzt gegen Gott empört, indem er seinen Trieben und Begierden fröhnet und eine strafbare Verbindung mit der Materie unterhält, der wird nach dem Tode zu weit empfindlichern Qualen verdammt.

Eines Tages, als er diese Schwärmereien weitläuftig commentirt hatte, fuhr er in einem feierlichern Tone fort: Mich

ergreift ein Gedanke, der meine Seele mit Entzücken erfüllt, den ich sonst kaum ahndete. Mein Geist erhebt sich jetzt zum Anschaun des Ewigen, und das innere Licht will sich mit dem Unendlichen vermischen. Im Genuß des Himmlischen versunken, eckelt mir alles Irdische an; der Staub der Erde verschwindet vor meinem Blick wie Spreu vor dem Winde. Die himmlische Weisheit reißt sich gewaltsam von der beflecktenden Materie los, die Gefangene zersprengt ihren Kerker, und wirft die Fesseln von sich. Ich gehe ein in die Thore der namenlose Freude, und ärndte die Früchte der Aussaat. Gebüßt habe ich, was ich verbrochen; ich höre die Stimme der Begnadigung, und folge dem Rufe des verzeihenden Richters.

Ja meine Lieben, fuhr er in einem gemäßigtern Tone fort, heut hört' ich die Stimme des Ewigen, der mir winkte zu kommen; ich verlasse Euch an diesem mir

feierlichen Tage. Gerade vor 70 Jahren trat ich meine irdische Wanderung an: ich feierte nie das Andenken dieses Tages, denn er erinnerte mich stets an die Verblendung meines edlern Theils. Aber heut will ich ihn festlich begehn, denn das größte Glück, was dem Menschen zu Theil werden kann, ward mir heut beschieden. Ich lag in meinem Bett, und der schönste Morgentraum beseligte mich. Der Himmel that sich mir auf, ich sah die ewige Weisheit auf einem diamantenen Throne sitzen und mit Myriaden von Engeln umringt; sie sangen das dreimal Heilig, das rauschend an die Wölbung des Himmels schlug. Der Ewige gebot, und die himmlischen Chöre verstummten. Er öffnete den Mund, und ich hörte die lieblichen Worte, die mir noch im Ohre nachtönen: Komm, Ausfluß von mir, und kehre in den Urquell zurück, der dich erzeugte; vollbracht ist die Zeit, getilgt die Schuld,

vergessen das Vergangene, die Liebe öffnet ihre Arme, um dich zu empfangen. — Der Ewige schwieg, und der rauschende Lobgesang des Himmels verscheuchte den Traum. Ich erwachte, und sann der Deutung des Traumbildes nach. Sie blieb mir nicht lange dunkel, und ich eile sie zu erfüllen. Ich gehe in die Wohnungen des Vaters ein.

Es ist nicht Zufall, daß mir heut das reichste Schiff, das ich je erwartete, in den Hafen einläuft; der Finger der Allmacht führte es absichtlich herbei, um in den Augen der Welt diesen Tag als glücklich zu bezeichnen. Es war Führung des Höchsten, der heut vor 20 Jahren mir gebot, diesen Saal der Anbetung ihm zu weihen. Nur eins stört meine Freude bei diesen vielfachen Veranlassungen zur Zufriedenheit mit dem heutigen Tage, der Gedanke, Euch zu verlassen. Zwar hab' ich Euch den Weg gezeigt, den ihr betreten müßt,

und ich lebe der Hoffnung, daß Ihr auf demselben fortwandeln und mir nachfolgen werdet; aber unaussprechlich würde mein Entzücken seyn, wenn ich begleitet von Euch vor den Thron des Höchsten treten, und sagen könnte: Hier sind die, die Du mir gegeben hast; ich habe sie gehütet und geführt, sie sind würdig ihr Licht in dem gränzenlosen Flammenmeere zu erlöschen.

Du (er wandte sich zu seiner Frau) gabst mir heut vor 25 Jahren deine Hand und dein Herz. Wir haben ein Vierteljahrhundert hindurch in Eintracht und Liebe gelebt, waren stets ein Herz und eine Seele; mein Wille war stets auch der deinige; allen meinen Wünschen kamst du zuvor, ich muß dir das Zeugniß einer rechtschaffenen Ehefrau geben. Sollten wir uns jetzt trennen? Solltest du heut meinen Wunsch, meine Bitte nicht erfüllen? an meiner heutigen Freude nicht Theil

nehmen, und Dich selbst durch einen muthigen Schritt befreien wollen? Jetzt gilt es die Anwendung der Lehren, die du so oft in meinem Munde bewundert hast. Auf und zeige dich würdig, die Lebensgefährtin eines ächten Quackers zu seyn.

Zur Unterwürfigkeit unter dem Willen ihres Mannes gewöhnt und von gleicher Schwärmerei wie er angesteckt, fiel sie ihm um den Hals und versicherte, daß sie unzertrennlich mit ihm verbunden wäre und ihm überall hinfolgen würde. Die Kinder, welche nur eine freudenleere Welt kennen gelernt hatten und gewöhnt waren, den Tod als das Thor des Paradieses, als den Anfang eines unbeschreiblich glücklichen Lebens anzusehn, die ohnehin zu wenig Selbstständigkeit besaßen, um ohne die Leitung ihres Vaters dies Erdenleben wünschenswerth zu finden, diese willenlosen Wesen baten dringend ihren schwärmenden Vater, sie nicht allein hier zurück-

zulassen, sondern in das himmlische Jerusalem einzuführen.

So bereitet Euch auf die Reise vor, sagte Watson. Diesen Abend treten wir sie an.

Es war der heiterste Maitag an welchem dies Gespräch vorgefallen war; die Natur stand in ihrer schönsten Pracht, Blüthendüfte gossen Balsam in die Luft, die Vögel sangen Wonnelieder in den buschigen Zweigen, und stimmten das Herz jedes Menschen zu sympathetischen Gefühlen; die Sonne schwebte in mildem Glanze und senkte sich allmählig zu den blauen Gebirgen nieder. Aber alle diese begeisternden Genüsse der Schöpfung waren für die Watsonsche Familie nicht da. Sie genoß auch der Freude, aber es war keine dem menschlichen Herzen zusagende Freude, sondern das unnatürliche Entzücken einer empörenden Schwärmerei. Watson hatte ein köstliches Mahl bereiten lassen; sogar

Wein im Überfluß stand auf der Tafel. Man aß und trank zum erstenmale in der Familie auf eine menschlich-fröhliche Weise; man sang Lieder der Freude, und überließ sich einer ausschweifenden Lustigkeit. Auf einmal unterbrach der Vater diese rauschende Munterkeit mit den Worten: die Stunde des Aufbruches ist da, laßt uns nicht säumen; je länger hier, je später dort. Er sprach ein schwärmerisches Gebet, und reichte nach Beendigung desselben seiner Frau einen Dolch hin. Geh voran Mutter, sagte er, deine Kinder werden dir folgen. Sie stieß den Dolch in ihr Herz, und sank todt zur Erde. Watson zog ihn vom Blut triefend heraus, zeigte mit unerhörter Gleichgültigkeit den Kindern, wie sie ihn am sichersten führen müßten. Sie folgten der Mutter nach ihrem Alter; dem jüngsten Knaben half der unnatürliche Vater das Eisen in die Brust stoßen. Darauf gab er jedem noch

einige Stiche, um sich ihres Todes desto mehr zu versichern, und senkte zuletzt den Mordstahl sich selbst ins Herz.

Schwärmerei, zu welchen Abscheulichkeiten und fluchwürdigen Verbrechen verleitest du die Sterblichen!

Selbstmord einer neunzigjährigen überglücklichen Frau.

Die alten Griechen und Römer gingen bei Beurtheilung des Selbstmordes von ganz andern Standpunkten aus, als wir christlichen Europäer. Die Verschiedenheit der Sitten, Gesetze und Religion machte, daß man den Selbstmörder theils gar nicht tadelte, sondern seinen Schritt als einen Beweis des hohen Muthes ansah, und deshalb lobpries, theils daß die Obrigkeit ihn sogar begünstigte. Wir wissen aus der Geschichte, daß die römischen Kaiser, und der Senat manches griechischen Staates, dem Selbstmörder bloß die Pflicht auflegten, seine Gründe zur Wahl des freiwilligen Todes anzugeben. Wurden sie für triftig befunden, so erlaubte man ihm nicht bloß, seinen auffal-

lenden Schritt öffentlich und allenfalls unter dem Zulauf einer großen Volksmenge zu thun, (wenn es dem Selbstmörder dabei auf Befriedigung einer kleinlichen Eitelkeit ankam,) sondern man überreichte ihm wohl gar den Giftbecher, damit er nicht noch in Kosten gesetzt würde. Einige philosophische Schulen nahmen den Selbstmord förmlich in Schutz, und vertheidigten ihn durch Vernunftgründe. Es gab indeß auch mehrere, welche den freiwilligen Tod unter allen Umständen für unerlaubt hielten, und namentlich den Stoikern den Vorwurf machten, daß sie durch ihre grundlosen Lehren die Jugend verführten, sie zur Schwärmerei verleiteten und den Staat entvölkern hälfen. Aristoteles findet den Selbstmord bloß aus Staatsgründen verwerflich, Plato verbietet ihn um der Religion willen, weil er Empörung gegen die Gottheit sei u. s. w. Folgendes Beispiel mag im Allgemeinen

lehren, wie man über eine Handlung, die jetzt der Regel nach für entehrend gehalten wird, in alten Zeiten dachte.

Eine der angesehensten Damen in dem Städtchen Julis auf der Insel Ceos beschloß sich selbst zu tödten. Sie machte diesen Entschluß der Stadtobrigkeit bekannt, erhielt die Erlaubniß, und da grade ein angesehener Römer, Sextus Pompejus, auf seiner Reise nach Asien das Städtchen passirte, so glaubte sie, ihren Ausgang aus der Welt desto feierlicher zu machen, wenn sie ihn zum Zeugen desselben hätte. Eine kleine Eitelkeit lag dabei auf jedem Fall zum Grunde, wenn wir auch aus dem Gesichtspunkte der Griechen die Sache ansehn. Pompejus ward daher zu dem ungewohnten Schauspiele eingeladen und fand sich ein. Die Neugier konnte ihn eben so gut und vielleicht noch mehr dazu bestimmen, als seine gewohnte Leutseligkeit, welche der Geschichtschreiber bei die-

ser Gelegenheit rühmt. Die Dame saß in einem Schmuck, den man sonst an ihr nicht gewohnt war, auf einem Ruhebettchen, stützten den Kopf mit vielem Anstande auf den Ellbogen, und empfing so den vornehmen Gast, dessen Gegenwart ihren Heldentod verherrlichen sollte.

Pompejus suchte sie durch alle mögliche Gründe von ihrem Vorhaben abzubringen und bot zu dem Ende seine ganze Beredsamkeit auf. Vergebens. Sie blieb standhaft, und setzte ihm in einer zierlichen Rede die Gründe ihres ungewöhnlichen Schrittes auseinander. „Ich habe, sagte sie, das neunzigste Jahr zurückgelegt, bin bisher stets glücklich gewesen und zufrieden mit meinem Schicksal; kein bedeutender Unfall, der die Ruhe des Lebens so vieler stört, hat mich betroffen. Keine Krankheit hat das frohe Gefühl der Lebenskraft je in mir erstickt, kein Verlust des Vermögens mich im Genusse der ge-

selligen Freuden und der Bequemlichkeiten des bürgerlichen Lebens gestört, oder gar in Mangel und Dürftigkeit versetzt. Ich war stets von meinen Mitbürgern geehrt, von meinen Verwandten geliebt und geschätzt; keine Beschimpfung, kein Haß, kein Neid, keine unverdiente Kränkung oder Verfolgung rachgieriger Feinde verbitterte mir das Leben. Ich bin indeß nur zu gut mit der Unbeständigkeit des Glücks bekannt, und weiß, wie leicht man von der Höhe in die Tiefe, von dem Überfluß in Mangel, von der Staffel der Ehre in den Abgrund unverdienter Schande hinabstürzen kann. Die Schwachheiten des Alters, die sich allmählich bei mir einfinden, erinnern mich an die Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit des Körpers. Ich möchte nicht gern die krause und verdrüßliche Stirn des Schicksals, das mich bis hieher so freundlich angelächelt hat, sehen. Ich bin zu sehr durch einen neun-

zigjährigen Genuß des Glücks verwöhnt worden, als daß ich in den Tagen des Alters und der Schwäche ein Unglück ertragen könnte. Hoffentlich wird mich niemand darum furchtsam und feigherzig schelten, daß ich die Möglichkeit einer trüben Zukunft nicht ertragen kann. Wer dem, was so viele fürchten muthig entgegen geht; wer dem Tode, der für Millionen ein Gegenstand des Schreckens ist, Troz bietet, dem fehlt es nicht an Muth. Ich greife bloß der Hand des Schicksals, das mich bald abfordert, vor. Eine Reihe von Jahren liegt hinter mir, nur wenige Tage habe ich noch vor mir. Ich mag die Götter, die mich auf einer so weiten Reise mit Segen und Wohlthaten überhäuften, nicht schmähen lernen auf den letzten Schritten, die ich noch zu thun hätte. Als dankbare Empfängerin ihrer zahlreichen Gaben scheide ich nun von ihnen, um aus den Händen der Himmelsbeherrscher noch

größere zu empfahen. Mögen dir, erhabener Pompejus, die Götter hienieden vergelten, was du an mir thatst, und die Segnungen, die mir vielleicht noch beschieden waren, in vermehrtem Maaße dir zuwenden. Ich werde auch im Kreise der Himmelsbewohner es nicht vergessen, daß du aus Liebe und Wohlwollen mich zur Fortsetzung des Lebens ermahntest und nicht verschmähtest, Zeuge meines Todes zu seyn."

Sie nahm hierauf von ihren beiden Töchtern und deren Gatten, von sieben weinenden Enkeln und Enkelinnen einen rührenden Abschied, ermahnte sie alle zur Einigkeit und Verträgsamkeit, theilte ihr Vermögen unter sie, überreichte der ältesten Tochter ihren Schmuck und die Hausgötter, beschenkte die übrigen Anwesenden mit passenden Geschenken, und ergriff dann mit fester Hand den Giftbecher. Sie schüttete dem Merkur zu Ehren einige Trop-

fen auf den Boden mit den Worten: Bothe. der Götter und Führer der unsterblichen Seelen! geleite mich sanften Weges in die seligen Wohnungen des Schattenreiches! Sie führte den Becher zum Munde und leerte ihn muthig aus. Mit aller möglichen Fassung sah sie den Tod schrittweis sich nähern und zeigte den Anwesenden die allmählig absterbenden Theile ihres Körpers. Ihre Reden zeugten von der Ruhe der Seele und der beständigen Gegenwart des Geistes. Als das Gift die edlern Lebenstheile zerfraß und ihre Kräfte zu schwinden begannen, da faßte sie die Hand der Tochter und machte ein stummes Zeichen, ihr den letzten Liebesdienst zu erweisen und die gebrochenen Augen zu schließen. Unter Schluchzen erfüllte sie diese kindliche Pflicht gegen ihre Mutter.

Alle Anwesende waren gerührt über dieses seltene Schauspiel und verließen

den Leichnam unter den lebhaftesten Gefühlen der Bewunderung und des Erstaunens über die ungewöhnliche Fassung und Seelengröße eines Weibes.

Selbstmord aus Schaam über sich selbst.

Der Selbstmord fließt gewöhnlich aus heftigen Begierden und Leidenschaften, die durch das moralische Gesetz nicht in den gehörigen Schranken gehalten werden, zu manchen Thorheiten, Fehlern oder gar Verbrechen leiten, und die Vernunft dadurch so sehr in Widerspruch mit sich selbst und in die schrecklichste Verwirrung setzen, daß der Unglückliche sich aus dem Labyrinthe dieser Widersprüche und der schmerzhaften Gefühle, welche eine Folge derselben sind, nicht anders zu retten weiß, als daß er mit Gewalt den Knoten zerhaut und sein Wesen zu zerstören sucht. Die folgende Geschichte liefert einen Beweis davon.

P.... ein in der gelehrten Welt bekannter Mann, hinterließ bei seinem Tode

unter mehreren Papieren auch eigenhändige Nachrichten über die Geschichte seines Lebens, aus denen wir zum Behufe unserer Behauptung folgendes ausheben. Wir lassen den Verfasser selbst sprechen, da er sich am besten zu schildern vermochte, und manche Aufschlüsse über die Sonderbarkeiten seines Lebens in diesen Papieren enthalten sind.

Ich ward in dem ehemaligen Polen von jüdischen Ältern geboren. Mein Vater hatte in einem Dorfe, das größtentheils von deutschen Kolonisten bewohnt ward, den Krug gepachtet, und starb, als ich kaum das zweite Jahr erreicht hatte. Meine Mutter folgte ihm bald im Tode nach, und ich war als Waise der Barmherzigkeit der christlichen Dorfbewohner überlassen, da meine Ältern kein Vermögen besessen hatten, und außer ihnen niemand unsers Glaubens im Dorfe sich aufhielt. Der lutherische Pfarrer nahm

sich indeß bald meiner an und gewann eine große Zuneigung zu mir. Der Mann hatte mir bereits als halbjähriges Kind das Leben gerettet; denn als eines Tages meine Ältern außer dem Hause ihren Geschäften nachgegangen waren und mich allein in einem Schafpelze gehüllt zurückgelassen hatten, drang eine trächtige Sau durch die schlecht verwahrte Thür, und schleppte mich auf die Straße. Der Pfarrer ging eben vorüber und war so glücklich, mich dem gefräßigen Thiere abzujagen. Ich hatte nur einige leichte Wunden am Kopfe und linken Arme davon getragen, und durch die menschenfreundliche Hülfe des Pfarrers ward ich auch von diesen bald wieder hergestellt, nur blieb ich auf dem einen Auge schielend. Ich vermuthe, dieser Umstand hat besonders dazu beigetragen, daß er mich nach dem Tode meiner Ältern in sein Haus aufnahm und mich als Kind behandelte, da

seine Ehe unfruchtbar geblieben war. Ich ward von jedermann für seinen Sohn gehalten, und ich selbst nannte ihn nicht anders als meinen Vater.

Die Conföderation kostete meinem guten Pflegevater das Leben. Ein wilder fanatischer Pole drang eines Tages in unsere Wohnung ein und streckte (ich erinnere mich noch mit Schrecken der Scene) den ehrwürdigen Greis mit einem Säbelhiebe zu Boden. Das Blut stürzte aus der Wunde mit Gewalt hervor und schluchzend faßte ich die Hand des Sterbenden, als der Barbar davon geeilt war, um das fliehende Leben zurückzuhalten. Er schien mich zu erkennen und den Druck zu erwiedern; aber sein Auge brach und der letzte Hauch entfloh seinen Lippen. Ruhe sanft, gute Seele! ich werde deiner nie vergessen, wenn ich gleich deine Absichten bei meiner geheimnißvollen Erziehung nicht errathen kann; ich werde dir ewig dan-

ken, wenn du gleich den ersten Grund zu vielen folgenden Leiden für mich gelegt hast!

Meine Pflegemutter hatte nahe Verwandte in Preußen; zu diesen zog sie nach dem gräßlichen Tode ihres Mannes, und ich folgte ihr dahin. Sie ließ sich in einem kleinen Städtchen häuslich nieder, lebte dort von den geringen Zinsen ihres geretteten kleinen Vermögens, und von der gelegentlichen Unterstützung ihrer Verwandten. Ich galt bei allen diesen guten Leuten für ihr Kind, jedermann hatte den kleinen Jacob, so hieß ich, lieb, weil er lebhaft war, viel schwatzte und einen offnen Kopf zeigte. Ich war zehn Jahr, als meine vermeintliche Mutter starb und mich zum Erben ihres Vermögens förmlich einsetzte. Meine Vormünder brachten mich in das Waisenhaus zu Königsberg, und da ich Neigung und Fähigkeiten zum Studiren zeigte, so ward ich auf die dor-

tige Schule geschickt. Ein Gönner und Beförderer der Gelehrsamkeit gewann mich bei einem Examen, auf welchem ich eine kleine selbst verfertigte Rede herdeclamirte, lieb, versprach mir Unterstützung und nahm mich, mit Genehmigung der vormundschaftlichen Behörde, in sein Haus auf. Ich genoß bis an seinen Tod seine Liebe und Zufriedenheit. Auf sein Zureden widmete ich mich der Theologie, studirte unter Kants Anleitung die Philosophie, und ward nach Beendigung meiner academischen Laufbahn Hofmeister in einem adlichen Hause.

Hier erreichte ich mein fünf und zwanzigstes Jahr und ward der vormundschaftlichen Aufsicht entlassen. Man stellte mir mein kleines älterliches Vermögen und die Papiere meines Vaters zu. Es war an einem müßigen Sonntage als ich diese näher zu untersuchen beschloß. Ich stieß auf eine kleine Sammlung von Predigten,

und die Neugier plagte mich, den Inhalt derselben näher in Erwägung zu ziehen. Ich dünkte mich bereits ein vollendeter Kanzelredner zu seyn, da ich einigemal mit Beifall gepredigt hatte, und ich gestehe, daß ich eigentlich durch die genaue Ansicht der Predigten meines Vaters meiner Eitelkeit ein Opfer bringen wollte, freilich auf Kosten meiner bisherigen Achtung gegen diesen meinen Wohlthäter. Ich hofte nehmlich die erwähnten Predigten so unter aller Kritik zu finden, daß sie mit den meinigen in gar keine Vergleichung kommen könnten. Die ersten Perioden überzeugten mich von meinem Irrthume; ich las mit einer innern Beschämung und geheimen Widerwillen die erste Predigt zu Ende. Freilich war der Stil eben nicht pretiös, und zuweilen sogar holpricht; aber was der Form abging, das ersetzte die Materie hinreichend. Gedanke reihte sich an Gedanke, die reinste

Moral sprach aus jeder Periode, und das Ganze war mit einer Herzlichkeit, die wieder zum Herzen drang, (Salbung nannten es unsre frühern Theologen) geschrieben, daß ich darüber wenigstens einen Theil meiner Beschämung und meines Unwillens vergaß.

Ich blätterte in dem Päckchen weiter, und stieß auf einen Bogen, der weder die äußere Form der übrigen hatte, noch wie sie gefaltet war. Ich betrachtete ihn genauer und las die Überschrift: Auskunft über meinen angeblichen Sohn Jacob. Ich stutzte, zog die Nadel heraus, durch die er mit der Predigt über den barmherzigen Samariter verbunden war, und las, was ich nie gelesen zu haben ewig wünschen werde, daß ich nicht von einem christlichen Prediger, sondern von jüdischen Ältern abstamme. Mein Pflegevater versicherte, daß er sich nach Haltung der angehefteten Predigt

entschlossen habe, mich als sein Kind zu erziehen, und daß seine Frau mit ihm übereingekommen wäre, mir meine wahre Herkunft bis zum 16ten Jahre zu verbergen. Sie hat Wort gehalten, denn nie ließ sie sich die geringste Äußerung, das kleinste Wort entfallen, woraus ich oder andere hätten Verdacht schöpfen können. Selbst in ihrem Testamente nannte sie mich: unsern Jacob, ohne den geringsten Wink weiter zu geben. Daß weder ihre Verwandte noch meine Vormünder etwas von meiner wahren Geburt wußten, kam wohl daher, daß sie die Predigten meines Pflegevaters nie gelesen hatten, wenigstens nicht die vom barmherzigen Samariter.

Man denke sich meine Lage bei der Entdeckung dieser Wahrheit. Ich war Candidat des Predigtamts, mir selbst überlassen, ohne irgend einen Freund, der mir hätte Rath ertheilen können; auch mein

bisheriger Wohlthäter war seit einem halben Jahre im Grabe. Sollte ich die Entdeckung bekannt machen und zum Judenthume übertreten, und mir dadurch meine ganze Laufbahn für immer versperren? dazu hatte ich weder Muth noch Neigung, da ich die politischen Fesseln, welche die Juden tragen, nur zu sehr aus Erfahrung kannte. Sollte ich mich jetzt erst förmlich zum Christenthum bekennen, mich im 25sten Jahre erst taufen lassen? Ich scheute zu sehr das Aufsehn, welches diese Taufe machen könnte, und haßte aus Bequemlichkeit die Unruhe, worin mich dieser Schritt nothwendig setzen mußte. Dabei empfand ich auch eine gewisse Demüthigung, die ihren Grund in einer frühern Begebenheit meines Lebens hatte. Als Schüler badete ich mich nehmlich mit zweien Knaben meines Alters an einem Sommertage im Pregel. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß einer von ihnen eine

gewisse Abweichung in der Bildung meines Zeugungsgliedes bemerkt haben wollte. Er machte den dritten darauf aufmerksam, und seitdem bekam ich den Schimpfnahmen: der Jude. So sehr ich auch meine Mitschüler die Schwere meiner Hand fühlen ließ, so bald einer diesen Eckelnahmen aussprach, so konnte ich den Gebrauch desselben doch nicht gänzlich unterdrücken, und sogar als Student hatte ich noch eine Ehrensache deßhalb. Daß mir bei jener Entdeckung der muthwilligen Knaben nicht der leiseste Verdacht über meine christliche Geburt einfiel, war sehr natürlich. Sie selbst mochten keine deutliche Vorstellung von der Sache haben. Aber seitdem ist mir eine gewisse Zurückhaltung beim Entblößen meines Körpers eigen geworden, die zuletzt in wahre Schaamhaftigkeit überging, und nicht wenig dazu beigetragen hat, mich vor manchen Ausschweifungen der Jugend zu be-

wahren. Auch fühlte ich seitdem immer ein gewisses Mitleiden mit jedem Juden, den ich als ein unterdrücktes Wesen betrachtete, und mich seiner bei verschiedenen Gelegenheiten annahm. Gleichwohl war mir der Nahme Jude selbst verhaßt, und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich das Jüdische in meiner Physiognomie, das mir zuweilen vorgeworfen ward, hätte vertilgen können.

Ich hatte mich zu sehr bemüht, die gelegentlichen Vorwürfe des Jüdischen von mir abzuwälzen, als daß ich jetzt fähig gewesen wäre, durch ein freies Bekenntniß meiner Entdeckung die Richtigkeit derselben zu bestätigen. Es fehlte mir hier wieder an Muth und Entschlossenheit, dem Urtheile andrer zu trotzen, und so verwickelte ich mich, wie es gewöhnlich den Feigherzigen geht, in eine Menge von Unannehmlichkeiten, die ein dreuster Schritt verhindert hätte.

Ich hatte das Convolut der Predigten, mit dem verhaßten Anhang, sorgfältig zusammengeschnürt, und verbarg es hinter einigen Büchern. Mehrere Tage vergingen unter einem ängstlichen Kampfe mit mir selbst, über den zu nehmenden Entschluß. Endlich schien es mir am räthlichsten zu sein, das Geheimniß für immer in meiner Brust zu verschließen. Ich warf daher das ganze Paket ins Feuer, sagte meinem Prinzipale die Condition auf, und reiste nach Deutschland, weil ich hoffte, hier jede Möglichkeit, meiner Geburt auf die Spur zu kommen, zu vereiteln. Ich kam nach ....g, und so wenig es in meinem Plane lag, mich für immer hier niederzulassen, so spielte das Schicksal doch anders mit mir. Ich ward mit den gelehrtesten Männern der Stadt bekannt, gerieth in mannigfaltige Verbindungen, und konnte mich am Ende des Jahres unmöglich entschließen, alle diese Verbindungen

aufzuheben. Man rieth mir, mich um eine erledigte Predigerstelle zu bewerben; ich war schwach genug es zu thun, und so unglücklich, den einzigen Mitbewerber um dieselbe auszustechen. Der Mensch dauerte mich, und so sehr er mir auch an Kenntniß und Gelehrsamkeit nachstand, so schloß ich dennoch seitdem eine genauere Verbindung mit ihm; ich würde es Freundschaft nennen, wenn sie nicht aus bloßem Mitleide geflossen wäre; denn ich wollte dadurch bloß wieder gut machen, was ich in einem Anfalle von bösartiger Laune, an ihm versündigt hatte. Sein Tod hat mich von dieser seltsamen Verbindung wieder befreit.

Ich war also halb wider meinen Willen Prediger geworden; meine Eitelkeit fand sich geschmeichelt, daß ich den Sieg davon getragen hatte; aber eine gewisse Ängstlichkeit und Unruhe bemächtigte sich seitdem meines ganzem Wesens, und um

so mehr, da ich noch ein Verbrechen begehen mußte, bevor ich mein Amt antreten konnte. Ich sollte nehmlich zur Bescheinigung meiner christlichen Geburt und des kanonischen Alters meinen Taufschein produciren, bevor ich ordinirt würde. Hier zeigte sich aufeinmal eine Schwierigkeit, die mir bisher nicht im Traume beigefallen war. Ich konnte einen solchen Schein unmöglich beibringen, gleichwohl war ich einmal zu weit gegangen, um wieder zurückzutreten. Ich half mir so gut ich konnte, schrieb nach dem Städtchen, wo meine Pflegemutter zuletzt gelebt hatte und gestorben war, und erbat mir von dem dortigen Prediger den Taufschein des Neffen meines Pflegevaters; der Nahme desselben war mir hinlänglich bekannt, da ich als Knabe häufig mit ihm gespielt hatte, auch war er mit mir von gleichem Alter. Der Taufschein kam an, und ich lernte daraus, welche neue Vornahmen

ich mir zulegen müßte, um meine Rolle durchzuspielen. Der Bruder meines Pflegevaters war ein ehrlicher Schneider gewesen. Es stand mir nicht recht an, daß ich der Sohn eines gewöhnlichen Bürgers und Meisters aus . . . seyn sollte, und da ich einmal das ganze Document unterschieben mußte, so machte ich mir um so weniger ein Gewissen daraus, es in einem unbedeutenden Umstande zu verfälschen, und aus dem Bürger und Meister einen Bürgermeister zu machen. Der Schreiber des Scheins hatte mir diese Verfälschung sehr erleichtert, indem das und mit der gewöhnlichen Abkürzung, und sehr feinen Zügen geschrieben war. Ich brauchte nur wenig zu radiren, um dieses und in die gewöhnlichen Verbindungsstriche zu verwandeln. So knüpfte sich ein Verbrechen ans andre, und ich, ein beschnittner Jude, ward als christlicher Prediger ohne Bedenken ordinirt.

Daß ich mein Amt mit mancher innern Unruhe abwarte, daß ich zuweilen mit geheimer Unzufriedenheit die Kanzel besteige, ist in meiner Lage sehr natürlich. Das bessere moralische Gefühl arbeitet sich zuweilen unter den vielfachen Leidenschaften, von denen ich gequält werde, hervor, und foltert mich mit den bittersten Vorwürfen. Das Evangelium vom barmherzigen Samariter kann ich nie ohne Widerwillen und geheime Angst vorlesen, und eine Predigt darüber zu halten wäre mir unmöglich. Die verhaßte Entdeckung meiner wahren Geburt, die Winkelzüge die ich zur Verbergung derselben habe machen müssen, und die mancherlei unangenehmen Gefühle, die eine Folge davon waren: alles das drängt sich meinem Gemüthe alsdann mit solcher Allgewalt auf, daß ich in eine heftige Erbitterung gegen mich selbst, gegen mein Schicksal, und gegen alle Menschen gerathe. Ich fühle

so etwas von Menschenhaß in mir, und es gewährt mir einen Genuß, wenn ich andre in Verlegenheit setze, sie necken und kränken kann. Dies ist eine Rache, die ich wegen meines Mißgeschicks an dem ganzen Menschengeschlecht nehme. Ich weiß es zwar, daß ich mich selbst in alle die Unannehmlichkeiten gestürzt habe, die ich fühle, daß ich niemand anders deshalb anklagen kann; aber ich fühle es auch, daß Umstände, die nicht in meiner Gewalt waren, mich nothwendig bestimmten, so und nicht anders zu handeln; und hängt es ganz von mir ab, Herr meiner Gefühle zu seyn?

Ich muß tiefer in die Entfaltung meines Herzens eindringen, um die verschiedenen Neigungen darzustellen, die mich in diese menschenfeindliche Stimmung versetzt haben.

Daß ich auf die Urtheile der Welt und der Menschen in derselben einen höhern

Werth legte, als die Vernunft vertheidigen kann, ist eigentlich der Grundfehler meines Characters. Schon als Knabe ward mir Eitelkeit und Ehrgeiz vorgeworfen. Die Gegenstände derselben änderten sich mit den Jahren und Verhältnissen, worin ich kam, und jetzt ist es ausschließlich der Ruhm des Gelehrten, wonach ich geitze. Ich habe Talente, dessen bin ich mir lebhaft bewußt; ich besitze ausgebreitete Kenntnisse, andre haben mich dessen versichert, und der Beifall, womit meine ersten litterarischen Versuche aufgenommen wurden, die vortheilhaften Recensionen in den gelesensten kritischen Journalen sind hinlängliche Beweise davon. Ich habe sogar mehrmals den Preis davon getragen, wenn ich es der Mühe für werth fand, die von einer Akademie oder andern gelehrten Gesellschaft aufgeworfene Frage zu beantworten. Alles dies war kräftige Nahrung,

für meinen Ehrgeitz. Ich strebte immer höher, ward immer begieriger nach dem Rufe eines großen Gelehrten, und nach einem entsprechenden Wirkungskreise. Ich sah um mich her Männer ohne alles Talent, mit sehr eingeschränkten Kenntnissen und Einsichten, und die dennoch wichtige einflußreiche Posten bekleideten. Einige unter ihnen standen mir unmittelbar im Wege, wenn ich mich aus meiner beschränkten Sphäre des Wirkens herausarbeiten, und einen größern Kreis erringen wollte. Ich konnte sie nicht verdrängen, daher ließ ich sie meine Verachtung fühlen; man schalt mich einen Stolzen und Aufgeblasenen, und ich fing an sie zu hassen.

Man wirft mir Übermuth vor, aber ich kann dies mit meinem Ehrgeiz nicht ganz reimen. Der Übermüthige verachtet die Urtheile anderer Menschen, setzt sich über sie hinweg; der Ehrgeitz erfordert, daß man sich unter dieselben beu-

ge. Sollte ich etwa dahin gekommen seyn, die Leiter, welche ich zur Ersteigung einer Höhe bedurfte, fortzustoßen, nachdem ich diese Höhe würklicherklimmt habe? oder bin ich bloß hochmüthig gegen meine nächsten Umgebungen?

Vielleicht hängt es mit meinem Ehrgeitze zusammen, daß ich gern den Seltsamen spiele, und von vielen Schwachheiten die andern ankleben, mich frei weiß; ich finde ein Behagen daran, die schwachen Seiten anderer aufzusuchen, und sie zuweilen derb zu geißeln. Als ich mich mit meiner Frau verheirathete, war mir nichts verhaßter, als die faden Complimente die mir von allen Seiten darüber gemacht wurden, und am Hochzeittage fand ich die feinen und groben Anspielungen auf den zu hoffenden Genuß unerträglich. Ich konnte mich nicht enthalten, einige Vorlaute deshalb zu züchtigen, und ihnen meine Verachtung zu beweisen, daß sie

mich einer elenden Schwachheit für fähig hielten, und durch ihre Reden ihren Neid zu verrathen schienen, über das, was sie Glück nannten. Es fiel mir auf einmal ein, sie auf eine einleuchtende Weise von ihrem Irrthume zu überzeugen. Ich affectirte ein kleines Übelbefinden, entfernte mich aus dem Speisezimmer, und gelangte unbemerkt auf die Straße. Nach einigem Umherstreichen ging ich nach Hause, entkleidete mich und legte mich ruhig zu Bett. Man vermißte mich erst nach einiger Zeit am Tische; ich ward gerufen, gesucht, und nirgends gefunden. Die Gäste steckten die Köpfe zusammen, und mein Schwiegervater, der etwas ungern in die Heirath gewilligt hatte, aber seiner Tochter keinen Zwang hatte anthun wollen, als sie darauf bestand mich zu ehelichen, sah diesen sonderbaren Anfang als Bestätigung seiner Ahndungen von künftigen Leiden an. Mein lustiger Schwa-

ger, ein talentvoller junger Mann, an den ich mich wegen seiner ausgezeichneten Geistesgaben näher angeschlossen, und durch ihn die Bekanntschaft mit seiner liebenswürdigen Schwester gemacht hatte, wußte indeß die ganze Gesellschaft zu beruhigen, indem er versicherte, daß das Ganze zuletzt auf einen Spaß hinauslaufen würde. Er schien meine Absicht errathen zu haben und kam daher gradesweges nach meiner Wohnung gelaufen, und wußte durch überwiegende Gründe mich endlich zum Bette hinaus zu schwatzen, und sogar — so groß war die Kraft der Überredung damals auf mich — dahin zu stimmen, daß ich versprach, ihm nach dem Hochzeitssaal zu folgen. Um mich indeß nicht ganz bloß zu stellen, hüllte er mich, obwohl es eine der heißesten Sommernächte war, in eine Wildschur und präsentirte mich der Gesellschaft als Knecht Ruprecht, der aber ein wenig am Fieber

litte. Man ließ meine erlogene Unpäßlichkeit gelten und machte sich auf meine Kosten lustig. Ich gestehe, daß mich dieser Ausgang um so mehr verdroß, da die ganze Sonderbarkeit darauf berechnet war, über gewisse Leute zu triumphiren, die nun desto lauter lachten. Ich fühlte von dem Augenblick an eine gewisse Kälte gegen meinen Schwager, den ich als die erste Ursache meiner totalen Niederlage ansah.

Meine Braut war so klug, mir keine Vorwürfe wegen meiner Entfernung zu machen, und meine Entschuldigungen für baare Münze anzunehmen. Ich führte in der That mit ihr die glücklichste Ehe, und nach dem Anfange derselben hätte man gewiß nicht vermuthen sollen, daß ich binnen fünf Jahren sechs eigene Kinder taufen würde. Die Sache hat indeß ihre Richtigkeit. Leider starben sie indeß bis auf eine Tochter, und mein Schwieger-

vater hatte nicht einmal die Freude, den ersten Enkel zu küssen, obwohl er grade nach neun und einem halben Monate zur Welt kam. Der gute Alte hatte sich an unserm Hochzeitsfeste etwas gütlich gethan, und der darauf folgende Ärger über mein Fortlaufen wirkte so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß er sich den folgenden Tag aufs Krankenbett legte, und nach einiger Zeit von demselben ins Grab getragen ward. Ich sagte bei seiner Beerdigung zu mir selbst: Den hat deine Thorheit gemordet, und betete im Stillen: Vater, vergieb mir. Meine Frau und mein Schwager weinten kindliche Thränen an seinem Sarge; aber ihre Herzensgüte erlaubte ihnen nicht, mir den leisesten Vorwurf auch nur durch Mienen zu machen. Ich gestehe, daß mir dies an dem letztern weniger gefiel, als an seiner Schwester. Seit meinem Hochzeitstage ging ich förmlich darauf aus, Fehler an ihm zu

entdecken und Gelegenheiten aufzusuchen, etwas hassenswürdiges an ihm zu finden. Vorwürfe von seiner Seite wären mir daher sehr willkommen gewesen. Indeß fand sich das, was ich suchte, nach einiger Zeit nur allzusehr.

Einer meiner vordern Collegen, ein Mann, dem zum eifrigen Zionswächter nichts mehr als ein höherer Muth fehlte und der sich über manche freie Äußerungen von mir weidlich geärgert hatte, legte sich hin und starb; das beste, was er thun konnte. Ein anderer nahm einen auswärtigen Ruf an und folgte, wie er in der Abschiedspredigt sagte, dem Rufe Gottes; das hieß in diesem Falle, dem reichlichern Einkommen. Genug er machte mir und meinem Ehrgeitze Platz; wenigstens glaubte ich es, und ich rückte in Gedanken schon um zwei Stufen höher hinauf, als sich mir ein furchtbarer Nebenbuhler zeigte. Es war mein leiblicher

Schwager, der vor kurzem als Kandidat manche Predigt für mich übernommen hatte, dann selbst als Prediger angestellt worden war, und jetzt von dem Magistrat und der Gemeinde förmlich an die Stelle des verstorbenen Kollegen berufen, und mir vorgezogen ward. Ich konnte es nicht leugnen, daß seine mannigfaltigen Gaben eine gewisse Auszeichnung verdienten. Aber warum mußte dies auf meine Unkosten geschehn? Ich hätte mich, so hieß es, nicht beliebt gemacht, und drum wäre ich nicht weiter gerückt. Freilich fehlte es mir an jener Allgefälligkeit, die häufig weiter nichts als eine honnette Art von Kriecherei ist, die aber nothwendig erfordert wird, wenn man es in der Welt weit bringen will.

Wenn mir mein Schwager vorher schon mehr als gleichgültig geworden war, so mußte er mir jetzt, da er ein Gegenstand des Neides war, verhaßt werden. Es

war mir unerträglich ihn zu sehen, und seine Unbefangenheit bei alle dem ward mir unausstehlich. Ich verrichtete alle meine Geschäfte, die mich mit ihm zusammen brachten, mit einem kochenden Blute, und da mein Stolz zu sehr gekränkt war, so forderte ich meine Entlassung vom Dienste, in der gewissen Erwartung, daß wenigstens drei Viertel der Gemeinde mich dringend bitten und vielleicht höhern Orts einkommen würden, daß ich bliebe. Aber es ließ sich auch keine Stimme zu meinem Besten vernehmen, und ich erwachte mit den schmerzlichsten Empfindungen aus einer Selbsttäuschung, deren Quelle ich damals nicht in mir selbst suchte.

Dieser letzte Umstand war eben nicht geeignet, mich mit den Menschen und meinem Schicksale auszusöhnen. Mit Grimm im Herzen reiste ich von ....g ab und kam nach B..., um dort mein Glück zu versuchen. Hier machte ich Bekanntschaft

mit mehreren gebildeten Mitgliedern meiner väterlichen Religion. Ihr Umgang gewährte mir um so mehr Vergnügen, da ich bisher gewohnt gewesen war, in dem Juden bloß einen Geistesarmen zu erblicken, wenn es mit der Kasse auch noch so gut bestellt war. Eine Zeitlang ging ich sogar mit dem Gedanken um, mich förmlich zu ihrem Glauben zu bekennen; aber gelegentliche Unterredungen brachten mich auf einen weit kühnern Gedanken, der meinem Ehrgeitze und meiner Ruhmsucht äußerst schmeichelhaft war. Ich suchte nehmlich einige Familienväter dahin zu stimmen, sich unter gewissen Bedingungen mit den Christen zu vereinigen, und den weiten Mantel des Protestantismus über jüdische Religionslehren zu schlagen. Die Zeitumstände schienen einem solchen Unternehmen äußerst günstig zu seyn, da die protestantische Kirche sich in einer völligen Desorganisation befand, und

eine heterogene Masse mehr, um so leichter vertragen konnte. Es galt wenigstens einen Versuch, dadurch einen Zuwachs politischer Rechte zu erringen; und für mich eröfnete sich die schmeichelhafte Aussicht, in der Geschichte künftig als Religions- oder wenigstens als Sectenstifter zu glänzen.

Mein Vorschlag ward mit Begierde aufgenommen und ich erhielt den förmlichen Auftrag, die Sache einzuleiten und eine vorläufige Anfrage zu thun. Dies geschah in dem bekannten Sendschreiben der jüdischen Hausväter an den Probst Teller, in welchem ich unter dem Schein des Belehrung suchenden dem gelehrtesten Rathe eines protestantischen Konsistorii etwas vordocirte, und unverholen den Vorzug des Judenthums vor dem Christenthum behauptete. Das Schreiben machte die gewünschte Sensation; es ward in den gelesensten kritischen Blättern mit dem

gehörigen Lobe beurtheilt. Aber leider fiel die Antwort des Herrn Probstes nicht ganz so aus, wie ich es gewünscht hatte, und nachdem man sich darüber satt gesprochen und geschrieben hatte, gerieth die Sache in völlige Vergessenheit. Ich ärgerte mich über meine fehlgeschlagene Hoffnungen, nichts für meine Brüder ausgerichtet zu haben, und verfiel auf andere Mittel, mich dafür zu rächen.

Ich griff die angesehensten Männer in der deutschen Litteratur an, sprach von den gelesensten und berühmtesten Geisteswerken mit der größten Geringschätzung, deckte die Fehler derselben freimüthig auf, und verwickelte mich in vielfache litterarische Fehden, die meinem unruhigen Geiste hinlängliche Beschäftigung und meiner Familie das nothwendige Auskommen verschaften. Dabei spielte ich dem Publicum aufs sonderbarste mit, neckte und äfte es auf allerlei Art, und es war so gutmüthig,

sich alles gefallen zu lassen. Wenn es sich ja einmahl regte, so sagte ich ihm in einer folgenden Schrift die Wahrheit, und damit war's gut.

* * *

Bis hieher gehen die eigenhändigen Nachrichten des Herrn P.. über sich selbst. Sein ferneres Leben war zu sehr mit Unruhe und heftigen Gefühlen überhäuft, als daß er an die Beschreibung seines Seelenzustandes hätte denken können. Seine Gattin wünschte nach ihrer Geburtsstadt zurück und lag ihm deshalb täglich mit Bitten an. Er schickte sie dahin und versprach selbst nachzukommen, wenn er seine Geschäfte in Ordnung gebracht und eine kleine Reise gemacht haben würde. Seine Anstalten ließen indeß vermuthen, daß er die Absicht habe, sie für immer zu verlassen. Er durchstreifte einen Theil von Deutschland, eilte nach Holland und

war im Begriff nach England zu gehn, als zwischen diesem Reiche und Frankreich der Krieg ausbrach und ihn nöthigte zu bleiben. Geldbedürfnisse zwangen ihn wieder nach Deutschland zurück und eine Krankheit, die ihn hier befiel, vermochte ihn, so gut es sich thun ließ, nach ....g zu steuern. Er ward mit offenen Armen von seiner Familie empfangen, gepflegt und wiederhergestellt. Sein Schwager wußte durch den vielseitigen Einfluß, den er sich verschaft hatte, es dahin zu bringen, daß ihm ein bedeutender Posten angetragen wurde, und P. fand sich dadurch so sehr geschmeichelt, daß er ihn um so begieriger annahm, da er wegen seiner Subsistenz anfing in Sorgen zu gerathen.

So lange er in dem glücklichen Glauben lebte, daß bloß seine Verdienste ihn befördert hätten, war's gut. Aber kaum entdeckte ihm eine Mißhelligkeit mit einem seiner Vorgesetzten, daß nur die kräftigen

Verwendungen seines Schwagers ihn zu einem einträglichen Amte verholfen hätten, so erwachte der ehemalige nur mühsam unterdrückte Haß von neuem wieder. Was er ist, sagte er zu sich selbst, das könnte ich mit größerm Rechte seyn; was die Welt an ihm bewundert ist mehr Schein als Wirklichkeit, mehr Firniß als selbstständiger, dauerhafter Glanz. Nehmt ihm die Larve, und ihr erblickt ihn in seiner ganzen Armseligkeit. Und diesem Wichte soll ich meine Existenz hier verdanken, und durch einen eben so verächtlichen Wicht mir vorwerfen lassen?

Ich hasse dich, so schrieb er im Grimme seines Herzens an M..., zu sehr, als daß ich eine Wohlthat von dir annehmen sollte. Noch fühle ich Kraft genug in mir, mich selbst dahin zu stellen, wo es mir beliebt. Wer hat dir ein Recht gegeben, mir Verbindlichkeiten aufzulegen, um die ich dich nicht gebeten habe? Du

machst mich zum Spielball deiner Eitelkeit. Aber ich werde mich zu rächen wissen.

Eine Klagschrift voll der bittersten und schwersten Beschuldigungen, voller hämischen Verleumdungen und schändlicher Verdrehungen war das Mittel, wodurch er sich seiner Galle zu entledigen suchte. Jedes Wort war mit Galle geschrieben. Aber das Ganze verfehlte um so mehr seinen Zweck, da eben diese sichtbare Bitterkeit nur zu deutlich die Quelle verrieth, aus der es geflossen war. Der Kläger ward mit seinen Verleumdungen zur Ruhe verwiesen, und eine allgemeine Verachtung war die Frucht, welche P... davon einärndete. Statt seinen Feind gedemüthigt und in der verdienten Blöße dargestellt zu sehn, ging er gerechtfertigt und geachteter davon; denn ihm ward ein ehrenvolles Belobungsschreiben wegen pflichtmäßiger Amtsverwaltung und rühmlich geleisteter Dienste zu Theil.

Dieser unerwartete Ausgang der Sache war aber nicht geeignet, den langgenährten Groll und die Rachsucht in P...s Brust zu ersticken; er trieb ihn im Gegentheil zu einem Versuche, dem Feinde zu schaden, der ihm selbst nur allzuverderblich hätte werden können. Er faßte den rasenden Entschluß, den Mann, in dessen Person sich sein ganzer Haß gegen die Menschheit und sein Schicksal wie in einem Mittelpunkte vereinigt hatte, meuchelmörderisch zu überfallen. Aber ein glückliches Ohngefähr brachte seine Gattin auf die Spur von dem teuflischen Vorhaben. Es ward vereitelt, und um seiner zu schonen, verschwiegen.

Die vielfachen Anstrengungen des Geistes, das beständige Brüten über rachsüchtige Pläne versetzten seinen Körper in eine so gewaltige Spannung, daß die noch nicht ganz befestigte Gesundheit wieder zu wanken anfing und er von neuem in eine sehr bedenkliche Krankheit verfiel.

fiel. Die Heiterkeit floh ihn bei Tage, der Schlaf wich des Nachts von seinem Lager, unruhige Träume schreckten ihn in den kurzen Stunden der Ruhe auf; er nährte seinen Geist mit neuen Planen zur Befriedigung seiner empörten Leidenschaften, und sättigt sein Herz stets mit den drückenden Gefühlen, die eine Folge seiner Vergehungen waren. Seine Gattin ward für sein Leben besorgt, und durch ihre Bemühungen, verbunden mit den Vorstellungen ehrwürdiger Männer, gelang endlich die Aussöhnung, die, wie immer, von Seiten des Beleidigers bisher die größten Schwierigkeiten gefunden hatte.

Es kostete ihm einen schweren Kampf, bevor er sich entschließen konnte, die Hand zur Versöhnung zu reichen. Das Gefühl der geschwächten Kraft vermochte zuletzt mehr über ihn, als alle Vorstellungen von den betrübten Folgen, die für ihn,

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

für sein Weib und Kind aus der fortgesetzten Feindschaft entstehen müßten; wenigstens arbeiteten sich erst diese vernünftige Gründen unter der Schwäche des Körpers und der dadurch verminderten Leidenschaften hervor, und gewannen zuletzt das Übergewicht. Er ließ sich mehr zur Versöhnung treiben, als daß er sie freiwillig gesucht hätte, und kaum war sie erfolgt, als sein ganzes Wesen verändert schien.

Die ungezwungene Freundlichkeit seines Schwagers, die Bereitwilligkeit desselben zur Versöhnung, trotz der schweren Beleidigung, die Freudenthränen, die bei der feierlichen Scene in den Augen aller Anwesenden glänzten, machten auf sein sonst kaltes Herz, das nur in der Rache einer Erhitzung fähig war, einen tiefen Eindruck; er fühlte zum erstenmale nach langen Jahren die wohlthätige Wärme der Liebe wieder, und drückte sein Weib

und Kind inniger an die Brust. Aber auch dieses beseligende Gefühl ward bald durch die Schaam vergiftet, die er über sich selbst zu empfinden anfing. Er sah die Widersprüche, worin sich seine Vernunft verwickelt hatte, deutlicher ein, fühlte die Verkehrtheit seines Betragens in der letzten Zeit, und that einen Rückblick auf die frühern moralischen Anomalien seines Lebens. Dies alles demüthigte seinen Stolz und legte in sein ganzes Betragen eine gewisse Sanftheit und Weichheit, die man vorher nie an ihm gekannt hatte, stimmte ihn zu einer Schwermuth, die von der frühern merklich verschieden war.

Schnelle Veränderungen dieser Art bei solchen Characteren sind mehr ein Gegenstand der Furcht, als froher Hoffnungen. Sie zerstören das ganze bisherige Denk- und Handlungssystem, und lassen auch eine gewaltsame Zerstörung des Körpers

besorgen. P... machte durch mehrere Äußerungen in Worten und Thaten auf diese Besorgniß aufmerksam. Er versicherte jeden, der ihm seine Freude über die erfolgte Aussöhnung bezeugte, daß sie viel zu spät gekommen sey; er sprach von einer großen Reise, die er bald machen werde, u. s. w. Eines Tages nahm er in der Dämmerung seine 10jährige Tochter, die er sehr liebte, und an deren schnellen Geistesentwickelung er eine besondere Freude fand, auf den Schooß, streichelte ihr die Backen und küßte sie mit einer ungewohnten Zärtlichkeit. Warum weinst du, Vater? rief die Kleine, als sie eine brennende Thräne auf ihre Hand fallen fühlte. Ach! rief er mit einem tiefen Seufzer aus, du wirst bald keinen Vater mehr haben! Er eilte, um seiner weitern Rührung und weiteren Fragen vorzubeugen, zur Thür hinaus.

Am folgenden Morgen trat er völlig

angekleidet ins Wohnzimmer seiner Frau, sagte auf ihr Befragen, wohin er so früh schon eile, daß er Geschäfte abzumachen habe, und nahm einen feierlichern Abschied als er sonst unter solchen Umständen zu thun pflegte. Er ging vor das Stadtthor und erschoß sich am Ufer des Elbstroms.

Selbstmorde aus Empfindlichkeit, Ehrgeiz und Lebensverschwendung.

Wozu ist der Mensch auf Erden? Was ist der letzte Zweck seines Daseyns? Worauf sollen alle seine Bestrebungen, Gedanken, Wünsche und Hoffnungen zuletzt gerichtet seyn? Diese wichtigen Fragen sind von jeher in der Theorie und Praxis verschieden beantwortet worden. Epicurs System, das die sinnliche Lust und Vergnügen zum letzten Ziel alles menschlichen Strebens machte, hat in ältern und neuern Zeiten viele Anhänger gefunden; und im Ganzen befolgt ein großer Theil der Menschen dieses System praktisch, ohne sich theoretisch zu demselben zu bekennen; und viele, die es in der Theorie als wahr annehmen, handeln gleichwohl im Leben

nach andern Grundsätzen. Selbst Epicur versündigte sich gegen seine eignen Lehre, wenn es anders eine Versündigung genannt werden kann, daß er besser lebte als lehrte.

Das Folgende ist die Lebensgeschichte eines Mannes, der sich bemühte consequenter zu seyn, als der alte Grieche. Wir heben aus seinen hinterlassenen Papieren so viel heraus, als zu unserm Zweck dienlich ist. Mehrere scheinen in der Absicht geschrieben zu seyn, um einer künftigen Biographie einverleibt zu werden, wenigstens giebt sich der Verf. selbst, wegen seiner offenherzigern Bekenntnisse, den Vorzug vor dem eitlen Rousseau, und stellt sich dem frommen Augustin kühn zur Seite. In wiefern er ein Recht dazu habe, mögen folgende Fragmente beweisen.

„Mein Vater war ein vernünftig den-

kender Mann, der sich von dem frommen und profanen Aberglauben seiner Jugendzeit losgemacht hatte, und vernünftigerweise nichts glaubte, als wovon ihn seine Sinne unumstößlich überzeugten. Er gab seinen Kindern jene freie und liberale Erziehung, die zur völligen Ausbildung aller menschlichen Kräfte höchst nöthig ist und bei welcher allein das Genie gedeiht. Er faselte uns weder von Gespenstern, Wassernixen und Kobolden, noch von der Seele, von Gott und Unsterblichkeit vor; er führte uns in die offne Natur, ließ uns sehen, hören, empfinden und fühlen. Wir lernten in der Wirklichkeit, in der Erinnerung und in der Phantasie genießen, und erhoben uns dadurch allmählich zur Vernunft. Wir kannten nur Freude und Hoffnungen; die sklavische Furcht, die den Geist niederdrückt, war uns völlig unbekannt. Mein Vater ließ uns lieber alles ungestraft hin-

gehen, ehe er sich eine Drohung gegen uns erlaubte. Viele tadelten seine Erziehung als gar zu nachgebend und gelinde; er ließ die Narren sprechen und blieb bei seinen Grundsätzen, obwohl ihm einige zu verstehn gaben, daß er an dem Tode meines ältern Bruders nicht ganz unschuldig sey. Es war an einem Dezembertage kurz vor Weihnachten, als dieser Unglücksfall sich ereignete. Es hatte die Nacht ziemlich gefroren, und der tiefe See bei unserer Stadt war mit einer mäßigen Eisrinde überzogen. Mein achtjähriger Bruder, dem es an Muth nicht fehlte, ging troß der wohlgemeinten Warnungen einiger Vorübergehenden auf's Eis, der Boden unter ihm brach, und er sank vor unsern Augen rettungslos in den Abgrund. — Ich bedaure es, daß mein Vater zu früh verstarb, um die Richtigkeit seiner pädagogischen Grund-

sätze an den Früchten wahrzunehmen, die meine Erziehung trug."

* * *

„In der Schule, welche ich besuchte, ward ich zeitig mit den Freuden bekannt, die von einigen, wohl nicht mit Unrecht, einem sechsten Sinne zugeschrieben werden, weil sie in der That von einer ganz eigenen Natur sind. Ein erwachsener Mitschüler gab mir den ersten Unterricht im Gebrauch dieses Sinnes, und obwohl ich in der Folge die Fehlerhaftigkeit seines Unterrichtes einsah, so gesteh ich doch gern, daß ich damals mit demselben zufrieden war. Das Stubenmädchen meiner Mutter verbesserte, was er versehn hatte, und lehrte mich die Richtigkeit einer Bemerkung des Ovids fühlen, daß zwei besser sind als eins. Ich verstand den Sinn dieses Kenners der Liebe, wenn er

sagt: odi venerem, quae non utrumque resolvit, und seitdem machte ich's mir zum Gesetz, nur dann das Gute zu wählen, wenn das Bessere nicht zu haben war. Ich habe mich bisher bei dieser Maxime sehr wohl befunden."

* * *

„Als ich in H... studirte, hatte ich einen eigenen Vorfall. Ein hübsches Bauermädchen, das mir auf der Landstraße begegnete, reizte meine lebhafte Phantasie so stark, daß ich sie mit Ungestüm umarmte und ihr meine Leidenschaft erklärte. Das einfältige Ding verstand so wenig Spaß, daß sie aus voller Kehle um Hülfe schrie, und da niemand in der Nähe war, der sie hören konnte, so packte sie mich so herzhaft an einer Stelle, die kein Mädchen gern berührt, daß ich ohnmächtig niedersank,

und mehrere Wochen hindurch das Bett und die Stube hüten mußte. Ein geschickter Arzt stellte mich zwar glücklich wieder her, aber freilich mit Verlust eines derjenigen Theile, die nach römischen Gesetzen nöthig waren, um ein Zeugniß abzulegen."

„Dieser und ein Paar andre Zufälle, die mich in die Hände des Wundarztes und an den Rand des Grabes brachten, machten mich klüger und lehrten mich die wahre Lebensweisheit: mit Auswahl und Mäßigkeit zu genießen, um die Freuden des Lebens desto länger schmecken zu können. Weislich leerte ich den Becher des Vergnügens nie bis auf die Hefen. Auch suchte ich mehr Abwechselung in den Genuß zu bringen, und lernte die geistigen Freuden mit den körperlichen in die gehörige Verbindung setzen. Eine aufmerksame Erfahrung hatte mir gezeigt, daß die erstern weniger zerstörend als die letztern sind,

daß sie mithin länger genossen werden können, und nicht von dem Überdruß und Eckel begleitet werden, der auf die Befriedigung der gröbern Sinnlichkeit folgt, ja daß sie dieser einen höhern Reiz zusetzen. Überdies glaubte ich's meiner Ehre schuldig zu seyn, die äußere Ehrbarkeit nicht ganz aus den Augen zu verlieren, um mir nicht den Weg zu meinem künftigen Glück zu versperren. Zwar sah ich wohl ein, daß ich mich dadurch von der Meinung anderer abhängig machte, aber so lange der Mensch zu seinem Wohlsein der Hülfe anderer bedarf, muß er etwas von seiner ursprünglichen Freiheit aufopfern, und seinen Nacken unter das Joch fremder Urtheile beugen, wären diese auch Irrthümer, Aberglauben und Vorurtheile.

Die Theologie, der ich mich gewidmet hatte, ward mir in dem ersten Jahre meines academischen Studiums zu-

wider, weil sie eine völlige Entsagung der Vernunft, ein gänzliches Verzichtthun auf eigenes Urtheil fordert, und mich als Prediger zu abhängig von der Meinung anderer gemacht hätte. Die übertriebene Strenge des Lebens, welche man von dem Geistlichen fordert und welche sie erheucheln müssen, schreckte meinen freiheitliebenden Geist ab. Dafür ergab ich mich mit desto größerm Fleiße der Philologie. Die geistvollen Schriften der Griechen und Römer zogen mich unwiderstehlich an; ich fand in ihren Dichtern reiche Nahrung für meine stets rege Phantasie, und in ihren Prosaikern, einige Träumer ausgenommen, die vernünftigsten Denker. Ich lebte ganz in der Welt der Griechen, unter diesem edelsten Volke, das bisher die Erde bewohnt und verschönert hat, das alle Kräfte des Menschen in dem gehörigen Gleichgewichte ausbildete, und für ewige Zeiten die Regeln des Schö-

nen, Großen und Zweckmäßigen festsetzte, das allen künftigen Völkern seine Formen und Gesetze ausdrücken wird, indem es ihnen nur die beiden Wege übrig gelassen hat, entweder ihm nachzufolgen, oder sich gegen Vernunft und Geschmack zu versündigen.

* * *

Diese autobiographischen Bruchstücke mögen hinreichen, den Geist derselben und ihres Verfassers zu bezeichnen. Die gerühmte Lebensklugheit desselben hinderte ihn nicht, manche Handlung zu begehn, die er hinterher einen dummen Streich nannte. Dahin rechnete er ganz vorzüglich sein Benehmen gegen die Tochter eines geheimen Raths in seiner Vaterstadt, wo er als Conrector der Stadtschule angestellt war. Der Vater liebte die schönen Geister und witzigen Köpfe, die sich

öfter bei ihm versammelten. Die Tochter fand an den Wissenschaften und Künsten Geschmack und Andara, so hieß unser Mann, ward von ihr erkieset, sie in die litterarischen Geheimnisse tiefer hineinzuführen. Er hielt ihr Vorlesungen über Ästhetik und Logik, las mit ihr die classischen Werke der Alten und Neuen, und lehrte sie, ihre Gedanken in Prosa und Versen mittheilen. Daß eine solche Mittheilung der Gedanken leicht eine Mittheilung der Gefühle herbeiführe und unter gewissen Umständen gefährlich werden könne, ist eine gemeine Erfahrung. Die Herzen schmolzen so sehr in einander, daß die Vereinigung der Körper nothwendig erfolgen mußte. Der Vater war in seinen Amtsgeschäften nicht so sehr vertieft, daß er den ziemlich offen getriebenen Liebeshandel nicht hätte merken sollen. Er überraschte sie unter Umständen, die jeden Zweifel unmöglich machten, und drang dar-

darauf, daß der griechische Liebhaber seine Schülerin nur als Ehefrau küssen solle, und zwar, zur Vermeidung jedes Scandals, so bald als möglich. So sehr die Hochzeit indeß beschleunigt ward, so mußte die junge Frau dennoch einen heftigen Schreck über einen unvorsichtigen Fall vorschützen, um ihr etwas zu zeitiges Wochenbett zu entschuldigen.

Ohne sich förmlich zu den Grundsätzen des Mannes zu bekennen, befolgte Luise dieselben im Leben eben so genau als er. Die Geschäfte der Gattin, der Mutter und Hausfrau waren ihr zu kleinlich und beschwerlich; in den poetischen und prosaischen Beschreibungen von den Seligkeiten der Liebe hatte sie nichts über dieselben gefunden. Sie jagte dem höhern Vergnügen nach, das sie beim Lesen geistreicher Schriften, im Umgange gebildeter und talentvoller Männer fand; sie geizte mit der Zeit, um jeden Augenblick zu er-

kuufer, sich Kenntnisse und Einsichten zu sammeln. Aber sie vergaß, daß diese nur Mittel zu einem höhern Zweck seyn sollen, nehmlich zur Begründung eines pflichtmäßigen Betragens. Kenntnisse, die bloß um der Kenntnisse willen geschätzt werden, sind Goldstücke, die der Geizhals unter Schloß und Riegel legt, um sich an dem Glanz derselben zu ergötzen, oder die der Prahler zur Schau trägt, um seine Eitelkeit zu befriedigen. Luisens Hauptgeschäft ward es, mit ihren gelehrten Schätzen unter den schönen Geistern zu glänzen, und einen Zirkel von Anbetern um sich her zu sammeln. Dies schien ihr die Hauptbestimmung des Weibes zu seyn, und sie sagte dies ihrem Gatten mit klaren Worten, als er sich einmal die Freiheit nahm, sie über die gänzliche Vernachlässigung der Kinderpflege zu tadeln. Ich fühle mich zu etwas bessern geschaffen als Kinderwärterin zu seyn, sagte sie in ei-

nem wegwerfenden Tone; der Mensch ist, wie du selbst sagst, zur Freude geschaffen, er soll sich amüsiren. Du hast Recht, antwortete der Mann, aber Kinderwarten gewährt auch Vergnügen. — Kann seyn, nur mir nicht, sagte sie und eilte zur Thür hinaus, um nach dem Rathskeller zu fahren, wo sich ein reisender Künstler im Declamiren, und sein blinder Bruder auf der Maultrommel hören ließ. Andara nahm indeß die Einladung bei dem Major von Plemb an, trank, während seine Frau von dem Declamator entzückt war, unter fröhlichen Gesängen und Scherzen eine Flasche alten Rheinweins nach der andern aus, dachte dabei an den köstlichen Falerner des Horaz, und ließ sich gegen Mitternacht von dem Bedienten des Majors nach Hause führen.

Der Blaustrumpf, um eine Benennung für gelehrte Weiber von den Engländern zu borgen, ward von den außer-

ordentlichen Geistesgaben eines Schülers, den Andara in Pension genommen hatte, so sehr entzückt, daß sie ihn mit ausgezeichneter Huld behandelte. Der junge Mann war nicht undankbar; er bewies ihr gegenseitig alle Verehrung, die sie billigerweise nur fordern konnte, und streute auf ihren Altar der Eitelkeit manche Handvoll Weihrauch, sang ihr zu Ehren manches Sonnet, raubte ihr zuletzt im Feuer der Begeisterung manchen Kuß, und zuletzt das noch ungetrübte Bewußtseyn, die Rechte des Ehemanns nicht gröblich gekränkt zu haben. Andara fühlte seine Schande, aber er schwieg und gewöhnte sich an geduldiges Tragen seiner Leiden. Zu schwach indeß, um dem Beleidiger ganz zu vergeben, tadelte er dessen Fehler in den öffentlichen Stunden mit ungewohnter Strenge, und rügte jeden Verstoß gegen die Grammatik und ächte Latinität mit Bitterkeit. Der Ehe-

brecher sah zwar ein, daß der feigherzige Rector (dies war Andara indeß geworden,) durch diese Ergießung der Galle seinem gepreßten Herzen nur Luft machen wolle; aber sein Ehrgeiz fühlte sich gleichwohl tief gekränkt, wenn er wie der unwissendste seiner Mitschüler behandelt ward. Als ihn die Reihe traf, eine Rede zur Übung auszuarbeiten und herzudeclamiren, wählte er den Selbstmord zum Gegenstande derselben, und recitirte unter andern auch folgende Phrasen:

Das Leben ist für den großen Haufen der Menschen ein Kapital, das sie immer zu vermehren suchen; nur wenige legen es weislich auf Zinsen, viele vergraben es, in der Hoffnung, den Besitz desselben auf diese Weise am meisten gesichert zu haben; andre verschwenden es als Thoren, ohne den Werth desselben zu kennen. Die meisten zittern bei dem Gedanken, es zu verlieren. Der Wurm

krümmt sich unter den Füßen des Wanderers, der ihn im Staube zertritt; die schüchterne Taube durchschneidet mit zuckendem Fluge die Luft, um den gierigen Krallen des Habichts zu entfliehen; das erschrockene Wild fleugt vor dem Mordgewehr des Jägers; alles in der Natur verabscheut den Untergang und haßt den Augenblick der Vernichtung. Nur der Weise steht unerschrocken beim Anblick des allgefürchteten Todes da, und geht ihm muthig entgegen, wenn Pflicht und Ehre gebieten. Ruhmvoll ist's, in der mörderischen Schlacht, die Furcht des Todes zu besiegen, Gefahren zu trotzen, und Feuerschlünden zum Spott Berge zu erklimmen, wenn die Stimme des Vaterlandes ruft und der Heerführer gebeut. Aber noch ruhmvoller ist's, sich dem gewissen Tode zu weihn, und wie Decius in geöffnete Schlünde sich zu stürzen, oder wie Socrates den Giftbecher mit Ruhe

der Seele zu trinken, wie Cato mit Kennermiene die Spitze des Dolches zu prüfen und ihn sich in die Brust zu stoßen, wenn man nicht mehr mit Würde und Anstand leben kann. Dies zeichnet den großen Mann von dem großen Haufen kleiner Geister aus; dies unterscheidet die starke Seele von dem Schwächling, den Unerschrockenen von dem Feigen. Verachte die gemeine Denkart des Pöbels, der beim Anblick des Todes erblaßt, geh furchtlos dem Gespenst entgegen, vor welchem er erbebt, und du wirst als ein Wesen höherer Art angestaunt; die Jahrbücher der Welt setzen dich unter die Zahl der Helden, die zu sterben wußten. Der Weise wirft sich in die Arme des Todes, wenn das Träumen auf der Erde ihm nicht mehr ansteht."

Diese Worte, mit einem ungewöhnlichen Feuer declamirt, gaben die Seelenstimmung des Jünglings deutlich zu erkennen.

Auch fiel sein Benehmen jedem auf; selbst Andara machte einige, leider zu flüchtige Bemerkungen darüber, die um deswillen nichts wirkten. Der gekränkte Ehrgeizige verließ den Hörsaal und ward nach einer Stunde entseelt auf seinem Bette gefunden. Ein scharf geschliffner Dolch steckte in der Brust; er schwamm in seinem Blute.

Die betrübten Ältern weinten über den Verlust ihres einzigen Kindes, und bedauerten seine mißverstandene Ehrliebe und zu große Empfindlichkeit. Dem Rector warfen sie indeß in einem Briefe nicht mit Unrecht vor, daß sein und seiner Familie unwürdiges Betragen ihren Sohn zu dem unglücklichen Schritte vermocht habe. Der Verfall erregte überhaupt einiges Aufsehn in der Stadt; Andara ward ein Gegenstand des Gespöttes und der Verachtung. Dies bestimmte ihn, einen auswärtigen Ruf, der eben von einem

berühmten Fürsten an ihn ergangen war, anzunehmen. Zwar protestirten die Bürger der Stadt, wohin er als Director des Gymnasiums gehen sollte, gegen seine Vocation, weil (so hieß es in ihrer unterthänigsten Verstellung) der erwartete Lehrer ihrer Kinder ein Gottesleugner, ein Trinker und Hurer sey. Aber der Fürst antwortete ihnen: daß er einen Gott leugnet, mag er bey ihm verantworten; das Trinken geht weder Euch noch mich etwas an, sondern bloß seinen Beutel; und wenn er hurt, so mag er sehen, wie er mit seiner Frau fertig wird. Er hat etwas gelernt und drum mache ich ihn zum Director, damit Eure Kinder klüger werden. Und damit gut.

Das Gymnasium war seit einiger Zeit in Verfall gerathen. Der Fürst wünschte es wieder in Aufnahme gebracht zu sehen und empfahl Andara'n, fleißig die alten Sprachen und Philosophie zu treiben, da-

mit die Köpfe aufgeklärt würden. Der Director ließ sich auch dieses Geschäft so angelegen seyn, daß binnen kurzer Zeit kein Gymnasiast an Unsterblichkeit und Vorsehung glaubte, daß ihnen jede Religion gleich verächtlich und lächerlich war, und die christliche insonderheit als der Inbegriff aller Albernheiten und Abgeschmacktheiten von ihnen verhöhnt ward, daß mancher 14jährige Knabe von der Liebe mehr practische Einsichten hatte, als ein 40jähriger Ehemann, und daß manches Kind seine Ältern als abergläubische Leute verlachte, weil sie einen Teufel glaubten, zuweilen ein geistliches Lied sangen, oder gar beteten. Bei den öffentlichen Prüfungen declamirte ein Gymnasiast regelmäßig in einer Prunkrede vor einer zahlreichen Versammlung von Geistlichen die anzüglichsten Tiraden über christliche Pfafferei, Priesterbetrug und fromme Scheinheiligkeit. Seinen Versicherun-

gen zu Folge herrschte der religiöse Despotismus in der protestantischen Kirche noch eben so stark als in der römischen zu den Zeiten eines Hildebrands; und daß in dem christlichen Europa noch Jongleurs und Schamanen in zahllosen Haufen das Volk betrügen, wurde mit dürren Worten gesagt.

Sie verfahren wenigstens zu rasch, hatte der bedachtsame Ephorus dem Director oft zugerufen. Man blendet den Unglücklichen, dem eben der Staar gestochen ward, durch zu vieles Licht.

Director. Das Bild ist längst abgenutzt und paßt überdies nicht.

Ephor. Das erstere schadete eigentlich nichts, es bewiese nur die einleuchtende Paßlichkeit desselben.

Director. Wir können der Bilder entbehren. Wahrheit ist dem Menschen jederzeit willkommen und heilsam; Irrthum und Betrug sind zu allen Zeiten die

größten Feinde des menschlichen Geschlechts gewesen, und wer sie bekämpfte machte sich um die Menschheit verdient.

Eph. Die Wahrheit (veritas) existirt bloß im Gehirn des Menschen, die Wahrheiten (veritates) aber sind wohlthätige Engel der Gottheit.

Director. Ich verstehe Sie sammt Ihren wohlthätigen Engeln nicht.

Eph. Sind Ihnen die Genien der Alten lieber und Ihrem Ohre wohlklingender, so setzen Sie meinethalben diese statt der christlichen Engel; der Sinn bleibt derselbe.

Dir. Und welcher?

Eph. Die absolute Wahrheit ist eine bloße Vernunftidee, der sich die Menschen nur allmählich nähern, indem sie einzelne Wahrheiten verbinden, um neue zu entdecken. Die absolute Wahrheit ist unter allen Umständen wohlthätig, aber einzelne Wahrheiten können zuweilen schaden.

Dir. Fein distinguirt! in der That.

Eph. Fein oder nicht; wenn nur richtig.

Dir. O die Schädlichkeit gewisser Wahrheiten für gewisse Personen (den geistlichen Ephorus fixirend) läßt sich gar nicht bezweifeln.

Eph. Ich verstehe Sie; aber Sie scheinen mich nicht gefaßt zu haben, oder fassen zu wollen. Es ist hier nicht die Rede davon, ob das Ansehn der Geistlichen durch die geflissentliche Unterhaltung der Irrthümer befestigt werde, oder ob der Adel und jeder Machthaber etwas von seinem Vortheile einbüße, wenn der Unterthan aufgeklärt wird, d. h. Irrthümer gegen Wahrheiten vertauscht; sondern es frägt sich, ob jede neue Wahrheit dem Besitzer auch frommt, oder ob sie nicht zuweilen ein Messer in der Hand des Kindes, eine Fackel in der Faust des Rasenden ist.

Dir. Allerdings oft eine Fackel, um die Wohnungen derer anzuzünden, welche andre gewaltsam unter der Tyrannei des Aberglaubens und des Irrthums halten wollen.

Eph. Oder auch die eigene Hütte in Brand zu stecken, um dann nackt und hülflos unter Stürmen und Blitzen umher zu irren, und sich gegen kein Ungemach der Witterung schützen zu können.

Dir. Wo wäre ein solcher Unsinniger?

Eph. Sie arbeiten dahin, die Zahl derselben zu vergrößern. Doch Sie verbaten sich die Bilder; also ohne Vergleichung: wo die neue Wahrheit keinen gutbearbeiteten Boden findet, da schießt sie wie Unkraut geil in die Höhe, ohne Früchte zu bringen.

Dir. Sie erklären ein Bild durch das andere.

Eph. Freilich, aber es ist schwer bei

solchen abgezogenen Sachen in eigentlichen Ausdrücken zu reden. Doch es gilt einen Versuch. Wenn die neue Wahrheit nicht mit einer oder mehreren alten in genaue Verbindung gebracht werden kann, wenn sie abgerissen und einzeln da steht, so ist sie dem Besitzer selbst unnütz und wohl gar schädlich.

Dir. Die Möglichkeit des letztern leuchtet mir nicht ein, wenn ich auch das erstere zugeben wollte.

Eph. Die neue Wahrheit ist entweder dem ganzen Denk- und Gefühlsvermögen so wie dem Herzen zuwider, und dann erbittert sie den Menschen und macht ihn gegen alle nah oder fern damit verwandte Wahrheiten feindselig gesinnt, d. h. jede fernere Belehrung des Menschen wird erschwert; er bleibt auf dem Standpunkt seiner Erkenntniß für immer, oder doch auf eine geraume Zeit, stehen. Und die Schuld dieses Stillstehens liegt an

dem übereilten Aufklärer, der vor kindischer Ungeduld die Zeit nicht erwarten konnte, um ans Ziel zu gelangen, sondern gewaltsam den Unwissenden mit sich fortriß, über Gräben, Hecken und Klüfte mit ihm setzte, ihn an Steinen und Dornen manche Wunde ritzte; kurz der die zwischenliegenden Wahrheiten überhüpfte.

Dir. Sie lieben den blumenreichen Stil. Aber ich fasse Sie darüber nicht.

Eph. Ich meine, daß Sie mit Ihrer stürmischen Religionsaufklärung wohl manchen erbittern könnten, wenigstens die Alten.

Dir. Wir Schullehrer bilden die Jugend und lassen die Alten bei ihrem Irrthume, der zuletzt von selbst fällt und abstirbt. Der Baum muß als Pflänzchen grade gezogen werden. Den verkrüppelten alten Stamm zu biegen ist eben so vergebliche Arbeit, als den Mohren weiß zu waschen.

Eph. Unsere neue Pädagogik ist sehr sanguinischen Temperaments; sie hoft die Weltverbesserung, wenn sie die Zahl der lateinischen Declinationen von fünfen auf drei herabsetzt, oder statt ef die Kindlein fe buchstabiren läßt; sie meint alles gethan zu haben, wenn sie eine Pflanzschule angelegt hat. Ob aber die gezogenen Bäumchen beim Versetzen in ein passendes oder verderbliches Erdreich kommen, ob sie den gehörigen Raum zum Wachsen haben, oder ob sie auf der Erde von dem Unkraute umflochten und in der Luft von den weitschichtigen Zweigen üppiger Bäume bedeckt und des Sonnenlichts beraubt werden, das kümmert sie nicht. In der That sind die heutigen Erzieher der Jugend sehr menschenfeindliche Verbesserer der Welt; sie möchten die erwachsene Welt gern vertilgen, damit die wachsende nicht gefährdet werde, wenigstens geben sie die erstere ganz auf aus

Verzweiflung, um die letztere desto mehr zu pflegen, wie gewissenlose Ärzte, die ihre Patienten verlassen, wenn sie an langwierigen Krankheiten leiden.

Dir. Wir überlassen die Ehre, die eingewurzelten Übel der Erwachsenen zu heilen sehr gern denen, die sich in der Benennung der Seelenärzte gefallen. Ich glaube, sie werden wenig zu thun haben, wenn wir Schullehrer die Jugend bewahren, daß ihr kein Übel zustößt, und kein Irrthum beigebracht wird. Wegen Erbitterung gegen Wahrheit können Sie dann ganz unbesorgt seyn. Auch ist mir in meiner Praxis dergleichen noch nicht vorgekommen.

Eph. Aber vielleicht desto mehr Beispiele vom Gegentheil.

Dir. Nehmlich?

Eph. Daß die neue Wahrheit, die mit der alten nur locker zusammenhing, die aber dabei den ungeregelten Begier-

den, den Leidenschaften und fehlerhaften Trieben des Herzens schmeichelt, das verhaßte Joch des strengen Gesetzes mildert oder ganz wegzureißen scheint, dann mit desto größerer Hitze angenommen und weiter verbreitet wird. Der Zusammenhang der Erkenntnisse wird dann immer mehr geschwächt, das Band, welches sie umschlang, zerrissen, der Grund heilsamer aber freilich beschwerlicher Wahrheiten immer tiefer erschüttert; kurz der Mensch geht in seiner sittlichen Vollkommenheit zurück, und entfernt sich immer mehr von dem Ziele, wohin alle Wahrheit führen soll, zur Sittlichkeit. Und grade dies findet bei der Belehrung der Jugend am häufigsten statt. Das rasche Blut des Jünglings macht ihm allen Zwang, selbst den wohlthätigsten verhaßt; jede Lehre, die ihm einen freiern Spielraum gewährt, ist ihm willkommen, und ein Lehrer muß daher bei Mitthei-

lung der Wahrheiten doppelt auf seiner Huth seyn.

Dir. Die Behutsamkeit artet nur zu oft in Falschheit aus; wenigstens versteckt sich die Trägheit und der Eigennutz sehr gern hinter der langsamen Bedächtlichkeit.

Eph. Immerhin; die Vernunft gebietet dennoch dem Weisen ein kluges Benehmen bei jedem Lehrvortrage, besonders der Religionswahrheiten, und um so mehr, da die vermeinte Wahrheit wohl gar ein neuer Irrthum ist, der vielleicht gefährlichere Folgen hat als der bestrittene. Und offenherzig gesagt, mir scheinen Ihre gerühmten Wahrheiten, die Sie mit solcher Zuversicht der staunenden Jugend vortragen, nichts weiter als Irrthümer zu seyn, die aber so manchen Leidenschaften und heftigen Begierden den größten Vorschub thun, und die man dann

gern für Wahrheiten annimmt, wenn man auch ihren Ungrund ahndet.

Andara war mit dieser Unterhaltung nichts weniger als zufrieden; er kehrte sich indeß an die Weisungen des Ephorus nicht, da er auf die Gunst des Fürsten trotzte. Er fuhr fort, seine moralischen Irrthümer der Jugend mitzutheilen, jedes Gefühl der Religion aus ihrem Herzen zu vertilgen, und dadurch den moralischen Boden zu verwildern. Die Scene änderte sich indeß als der Fürst starb, und sein Nachfolger einen ernstlichen Befehl an die Schulen seines Landes ergehen ließ, mit mehr Nachdruck und Würde die Religion zu lehren, und ihr auch durch einen äußern ehrbaren Lebenswandel nachzukommen. Andara mußte sich nun zu einer etwas veränderten Lehrart bequemen; dies kostete ihm Zwang; er

ward mürrisch, und um so mehr, da seine Jugendkräfte verschwendet waren, und die Gebrechlichkeiten des beschleunigten Alters sich allzu sichtbar bei ihm zeigten. Er ward unvermögend den gehörigen Unterricht zu ertheilen, und deshalb zur Ruhe gesetzt. Dies kränkte seinen Stolz, und sein Mißmuth nahm zu. Die Thorheiten seines Weibes hatten ihn in Schulden gesteckt und sein Hauswesen zerrüttet, harte Gläubiger plagten ihn täglich. Gewohnt über einen Schwarm von Anbetern zu gebieten, so lange Jugend und Schönheiten blühten, ward die Frau die furchtbarste Despotin ihres Mannes so wie die Anbeter verschwanden. Die Ausschweifungen seiner Kinder machten ihn und sich selbst zum Gegenstande der Verachtung und des Stadtgesprächs. Der Sohn entlief zeitig mit einer Putzmacherin, nachdem er auf den Nahmen seines Vaters viel aufgeborgt hatte.

Jedes dieser Leiden vergiftete die frohen Augenblicke und Freuden des abgesetzten Directors, die er sonst in vollen Zügen getrunken hatte, und sie alle zusammengenommen stimmten seinen Geist zu einem finstern Trübsinn. Die lachende Frühlingsfarbe, worin ihm sonst alle Gegengenstände geschimmert hatten, verwandelte sich in herbstliche Düsterheit. Das Leben ward ihm gleichgiltig und bald ganz verhaßt. An einem trüben Novembertage (es war zugleich der Tag seiner Geburt) setzte er sich in dieser übellaunigen Stimmung an den Schreibtisch und warf folgende Gedanken auf's Papier.

„Ich habe kein halbes Jahrhundert gelebt, aber mehr als genug um sagen zu können, das menschliche Leben ist eine Kette von Elend, Sorgen und Noth. Als Knabe genoß ich es gedankenlos wie das Thier; als Jüngling glaubte ich den Werth desselben kennen gelernt zu haben

und zu fühlen; ich stürzte mich unbesonnen in jeden Genuß, mein Ohr hörte überall den Jubelton der Freude, mein Auge sah nur den entzückenden Schmelz der Blumen und das heitre Sonnenlicht. Der Taumel verschwand, bittre Erfahrungen weckten mich aus dem Traume, der mich bis dahin beglückt hatte. Ich haschte als Mann nach Weisheit, und glaubte dadurch die Freude in meinem Kreise zu bannen; sie floh nur desto mehr, und jetzt sitze ich hier, gelähmt an allen Gliedern, höre noch das ferne Rauschen ihrer Flügel, und kann ihr nicht folgen. Der letzte Schimmer des Vergnügens erlischt, ich kann auf den mattglimmenden Docht nicht einen Tropfen Öl träufeln, um die sterbende Flamme zu beleben."

„Was heißt leben? Geboren werden, um eine kurze Zeit angenehm zu träumen und mit Schrecken zu einem traurigen Seyn erwachen; um nach Glückselig-

keit zu haschen und sie niemals zu erlangen; um Kräfte anzuwenden, damit sie zerstört werden, um ewig auf Mittel zu sinnen, damit der Zweck nie erreicht werde. Trauriges Loos der Menschen! Glücklich ist der, welcher nie darüber nachdenkt, er genießt wenigstens die Freuden des Thiers. Mensch! du bildest dir ein, über dasselbe erhaben zu seyn? der Stolz spricht nur aus dir. Eben die Vernunft, auf welche du deine vermeinte Vorzüge gründest, bringen dich noch um die fröhliche Armuth des verachteten Thiers. Zähle die sparsamen Freuden dieses Lebens, und zähle, wenn du kannst, das unübersehbare Heer der Übel. Wäge die kurzen Momente des Vergnügens, die Augenblicke der Wonne und des Entzückens gegen die Tage und Jahre des Kummers, des Grams, des Schmerzes, der Betrübniß, des Mißmuths ab. Ach die Sprache aller Völker ist reich an Wor-

ten, um die zahllosen Arten der Unlust zu bezeichnen, und arm an Ausdrücken der Freude. Zum Leiden ist der Mensch bestimmt, das lehrt der Bau seines Körpers, das lehrt ihn Nachdenken und Erfahrung."

„Kurz ist die Zeit der Jugend; die Jahre des Mannes vergehen unter Arbeit und Anstrengung, und ein langes freudenleeres Alter krönt das Ende. Das lästige Gefühl des Hungers erregt die Begier nach Sättigung; ein kurzer Kitzel der Zunge stimmt dich zur Freude, und ist die Sättigung erfolgt, so fühlst du dich matt und träge, oder empfindest Schmerzen im Magen. Der Durst reitzt dich zum Trunk, du hörst auf den Ruf der Natur, und am folgenden Morgen büßest du für deinen Gehorsam mit Mißmuth und Leiden. Dem Entzücken der Umarmung folgt Eckel und Überdruß. Die duftende Rose ist mit Dornen be-

wafnet, die dich verletzen, wenn du sie brechen willst; die stechende Nessel wächst neben dem duftenden Veilchen, und der gierige Wolf lauert am Rande des Waldes auf das Lamm, das unbesorgt auf der Trift weidet. Der Blitz reiniget die Luft und zündet die Hütte des Landmanns an; der Fluß bewässert die Auen und reißt in seinen Überschwemmungen Heerden mit sich fort. Das Licht der Sonne dient nur dazu, die Schrecknisse der Finsterniß sichtbar zu machen; ich darf mein Auge nicht zum Anblick der glanzvollen Scheibe des Himmels erheben, ohne Schmerzen zu empfinden. Ich wandle im erquickenden Strahle derselben um mich zu erwärmen, und fühle mich von der Hitze ermattet. Überall geht dem Vergnügen der Schmerz, dem Überfluß der Mangel, dem Leben die Zerstörung zur Seite. Die Blume duftet nur darum so schön, um dich durch den Eckel der

Fäulniß zu empören. Alles lebt nur, um zu sterben, und der Mensch ist dazu da, um traurige Bemerkungen darüber zu machen."

„Sterben — Tod — was sind diese Worte anders als leere Töne, vor denen der Pöbel erschrickt. Sterben heißt, seinen Leiden ein Ende machen, den langen Faden des Elends zerreißen, der Nothwendigkeit, unter deren Herrschaft alles steht, zuvorkommen, und mit Überlegung thun, was das blinde Ohngefähr früher oder später auch thut. Der Tod ist der schwarze Gränzpfahl zwischen dem Reiche des finstern Seyns und des Nichts; Thoren nur fürchten ihn, weil sie vor dem Nichts erbeben. Und was ist dann furchtbares in dem Gedanken nicht mehr zu seyn, keinen Schmerz mehr zu fühlen, kein Angstgeschrei, kein Seufzen und Stöhnen, kein Röcheln eines Sterbenden mehr zu hören, keine Zerstörung, keinen Ver-

zweifelten mit Todtenblässe im Gesicht, kein trostloses Händeringen mehr zu sehn? keinen Kummer, keinen Verdruß mehr zu erleben, frei zu seyn von allen den Übeln, wozu das Schicksal das Menschengeschlecht verdammt hat? Nur der Kraftlose unterwirft sich diesem ungerechten Verdammungsurtheile und nennt es Geduld, Ergebung in sein Schicksal; wer noch Muth in seiner Seele fühlt, trotzt dem tyrannischen Richter ins Antlitz und entzieht sich seinem Urtheile. Auf, und sey ein Mann."

Der Gedanke sein Leben zu verkürzen stand fest bei ihm; er sann nur über die Wege die zum Ziele führen nach, und wählte endlich den, auf welchem nach der Meinung einiger Zergliederer selbst noch Rosen zu pflücken sind. Er erinnerte sich gelesen zu haben, daß Erhenkte unter angenehmen Bildern die Reise aus dem Le-

ben gemacht hatten, oder hatten machen wollen, als man sie wider ihrem Willen auf der Gränze angehalten und ins Reich des Lebens zurückgeschickt hatte; er erinnerte sich der Erklärungen, welche die Physiologen von dieser Erfahrung geben, und ihrer Gründe, warum sie diese Todesart für die beste halten. Er ergriff ein Bund Federn, das auf dem Schreibtische lag, streifte den gefärbten Strick davon ab, und erhing sich an dem Bücherschranke. Er hatte einige Folianten zum Postament genommen, und die Burmannische Ausgabe des Ovids in Quart war dazu bestimmt, mit dem Fuße fortgestoßen zu werden, wenn der Knoten geknüpft wäre. Armer Ovid, so lohnte dich dein treuster Verehrer am Ende seines Lebens noch mit einem Fußtritt! Durch die Erschütterung des Schrankes, als Andara den verzweifelten Sprung

von seiner Gelehrsamkeit herab in den leeren Raum that, fielen einige Octav- und Duodezbändchen herab, und Grecour's Gedichte kamen grade auf den fortgestoßenen Burmann zu liegen.

Über den Einfluß des Sensualismus auf den Selbstmord.

Während die Moralisten in Partheien zerfallen und sich darüber streiten: ob der Rigorismus oder Eudämonismus den Vorzug verdiene; und während eine dritte Parthei beschäftigt ist den Frieden zwischen jenen herzustellen, indem sie die Mißverständnisse beider zu heben sucht, hat sich der große Haufe, welcher von gelehrten Streitigkeiten selten etwas erfährt, mit entschiedener Vorliebe für die Lehre erklärt, welche seinen Gefühlen am meisten entspricht. Von allen Seiten erschallen die lautesten und bittersten Klagen über gesunkne Moralität der Menschen; man spricht und schreibt über den zunehmenden Luxus aller Stände; man setzt Preisfragen aus, wie das Gesinde gebes-

gebessert werden könne, indem jedermann einverstanden ist, daß es verdorben sey; man klagt über vermehrte Meineide, Betrügereien, Kassendiebstähle, häufige Ehescheidungen, Selbstentleibungen u. s. w., und zieht aus allen diesen Erscheinungen den Schluß, daß die Sittlichkeit unter der lebenden Generation gesunken sey. Ohne die Wahrheit oder Unrichtigkeit dieses Schlusses zu prüfen, ohne die Übertreibungen in den Prämissen, worauf er beruht, zu berichtigen, ohne auf die Einseitigkeit dieser Klagen aufmerksam zu machen, wollen wir hier die Frage untersuchen, welchen Einfluß der Sensualismus auf den Selbstmord habe. Die Beantwortung derselben wird entscheiden, ob man von den vermehrten Selbstmorden unter den Bewohnern einer Stadt oder eines Landes auf die gesunkene Moralität derselben einen gültigen Schluß machen kann. Behutsamkeit ist hier um

so mehr nöthig, da es schon schwer hält, über den Grad der Sittlichkeit eines Menschen zu entscheiden. Man übereilt sich gewöhnlich, wenn man ein allgemeines Urtheil über große Gesellschaften oder ganze Nationen ausspricht.

Man nennt einen sinnlichen Menschen den, welcher sich in allen seinen Handlungen durch die sinnlichen Gefühle der Lust und Unlust bestimmen läßt, welcher alles auf den Genuß der fünf bekannten Sinne reducirt. Der Wollüstling, dessen ganzes Trachten auf Befriedigung des sogenannten sechsten Sinnes geht, heißt um deswillen ein grobsinnlicher Mensch. Die Lehre nun, daß man jederzeit bloß aus sinnlichen Antrieben, aus dem Gefühle der Lust oder Unlust handeln müsse, daß der Mensch seine Bestimmung als Erdenbürger erfülle, wenn er der Lust nachläuft und den Schmerz flieht, belegt man mit dem Nahmen Sensualismus,

wenigstens liegt dieser Begriff der ganzen folgenden Abhandlung zum Grunde.

Der Einfluß, den diese Lehre (deutlich gedacht oder dunkel geahndet, das ist hier einerlei) auf den Selbstmord hat, ist theils unmittelbar, theils mittelbar.

Es liegt in dem Wesen dieses Systems, jede Moral zu zerstören und von Grund aus zu vernichten. Eine haltbare Moral kann nur durch die Vernunft begründet werden, und welche Schwierigkeiten diese dabei findet, weiß jeder, der mit der Geschichte der Philosophie einigermaßen bekannt ist. Diese Schwierigkeiten sind so groß, daß mehrere angesehene Moralisten grade hierauf die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Moral gegründet haben. Der Sensualismus aber weiß gar nichts von Vernunft, wenigstens erniedrigt er dieses edelste Geschenk des Menschen zur Dienstmagd der Sinnlichkeit, statt daß sie mit unerbittlicher Strenge

über diese herrschen sollte. Diese Umkehrung der natürlichen Ordnung der Dinge ist Ursach, daß der Sensualist seinen Vorzug vor dem vernunftlosen Thiere entweder nicht gehörig erkennt oder gar leugnet. Er erniedrigt sich zu dem Vieh herab, oder hebt dieses zu sich herauf. Es giebt Menschen, welche in vollem Ernste behaupten, daß sie nur durch das Gehen auf zwei Beinen und durch die Sprache, vom Esel, Elephanten oder Affen unterschieden wären; daß der Instinkt der Thiere sie bestimmter zum Ziele führe, als die Vernunft den Menschen; daß jener eben so viel, vielleicht noch mehr werth sey, als diese. Und wer hätte nicht viele Menschen in den Augenblicken des Mißmuths klagen gehört, daß das Thier in vielen Stücken besser daran oder glücklicher sey, als der Mensch?

Diese gänzliche oder momentane Verleugnung des menschlichen Vorzugs vor

den Thieren, diese Erniedrigung der Vernunft unter dem Befehle und der Herrschaft der Sinne, erlaubt dem Sensualisten gar kein festes, haltbares und daurendes Moralsystem. Er entscheidet alles nach vorübergehenden Gefühlen und Stimmungen der Seele, und da der Mensch nichts hat, woran er diese bestimmen und festhalten könnte, so schwankt er in seinen Handlungen unaufhörlich, oder fällt gar von einem Exteme aufs andre.

Eben so wenig erlaubt der Sensualismus eine feste und haltbare Religionslehre, oder vielmehr, er weiß gar nichts von derselben. Denn wer bei seinen Handlungen nie über das Gebiet der fünf Sinne hinausgeht, der bleibt nothwendig auch bei seinen Erkenntnissen dabei stehen; und wer alles sehen, hören und fühlen will, bevor er glaubt, der muß nothwendig jede Vorstellung von einem weisen, gütigen und allmächtigen Welt-

schöpfer, von einer Vorsehung oder moralischen Weltordnung, von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode, ja das Daseyn der Seele selbst in das weitläuftige Reich des Aberglaubens verweisen. Wir finden daher auch grade unter den Sinnlichkeitsmenschen die entschiedensten Religionsverächter, die frechsten Gottesleugner, oder wenigstens die meisten Zweifler. Es bestätigt sich auch hierdurch, daß Moral und Religion, wenn auch nicht dem Wesen nach gleich, doch nothwendig und innigst mit einander verbunden sind, und daß das eine mit dem andern steht oder fällt.

Bei dieser Tendenz des Sensualismus zur gänzlichen Entsittlichung des Menschen ist es nun freilich kein Wunder, wenn Laster aller Art überhand nehmen, sobald er einen größern Eingang in die Gemüther findet. Aber Laster, Fehler, Verbrechen, Thorheiten u. s. w. sind die

reichhaltigsten Quellen des Selbstmordes. Man sehe um sich, und man wird finden, daß unter zehn Selbstmördern wenigstens sieben bis acht aus dem angeführten Grunde sich das Leben nahmen. Besonders sind es Lüderlichkeit, Ausschweifungen aller Art, Verschwendung, und dadurch bewirkter Mangel und physisches Elend, Faulheit und Arbeitscheu, Geldgeiz und Ehrgeiz, Spielsucht und daraus folgende Verzweiflung, und andre grobe Gebrechen mehr, welche den Sensualisten endlich zur Selbstentleibung führen. Diese moralischen Krankheiten ziehen fast immer eine moralische Apoplexie nach sich. Sie liefern die zahllose Menge der gemeinen Selbstmörder, die sich aus Furcht vor Schande oder Bestrafung, oder andern üblen Folgen, ins Wasser stürzen oder zum Strick greifen. Eine Ehebrecherin, die sich schwanger weiß, und die plötzliche Ankunft ihres

Mannes erfährt, und dann ins Wasser läuft; ein Cassendieb, der sich entdeckt sieht und dann erhenkt; ein Spieler der sich nach einem großen Verluste die Kugel durch den Kopf jagt u. s. w., sind zu gewöhnliche Erscheinungen und zu natürliche Folgen des dunkel oder deutlich gedachten Sensualismus, als daß sie viel auffallen könnten. Sie können bloß unter dem großen Haufen, der immer nur die Erscheinungen anstaunt, ohne die Gründe aufzusuchen, Aufsehn erregen. Das vorherrschende Gefühl, welches oft nur gar zu momentan ist, entscheidet hier. Vernünftige Überlegung ist bei einem Menschen, der selten Gebrauch von seiner Vernunft machte, oder doch nur im Dienste der Sinnlichkeit, am wenigsten dann zu erwarten, wenn diese Sinnlichkeit in voller Thätigkeit ist, oder wenn die Phantasie mit ihren Schrecknissen sie in Aufruhr bringt. Die Vernunft rächt

sich an dem, der sie als Negersklaven an einen eigennützigen Herren verkauft, dadurch, daß sie ihr Feld schlecht bestellt, und zur Zeit der Noth davonläuft.

Etwas mehr Aufmerksamkeit verdienen diejenigen Sensualisten, welche unmittelbar durch ihr System zum Selbstmorde verleitet werden, die vor Begehung desselben mit sich selbst Rath pflegen, welche die Gründe für und gegen die That abwägen, und sich durch das Übergewicht der letztern bestimmen lassen. Daß diese Abwägung nichts weniger als mit Ruhe geschehe, trotz aller Gegenversicherung eines solchen Selbstmörders; daß mithin die Untersuchung nicht vollständig, der Urtheilsspruch nicht unpartheiisch sey, sieht jedermann leicht ein. Die Vernunft entscheidet ja nicht, sondern das schwankende, unbestimmte und unbestimmbare Gefühl. Der letzte Grund der Entscheidung ist und bleibt immer

der: mein Zustand, d. h. mein Gefühl, ist unerträglich. Was helfen alle Abrechnungen der angenehmen Gefühle gegen die unangenehmen? sie sind bloße Kindereien. Wer kann die Größe eines Gefühles in Zahlen, Maaß und Gewicht angeben? Und doch thut der Censualist dies im Grunde, wenn er die Freuden des Lebens gegen seine Leiden, die Segnungen gegen die Übel, das Glück gegen das Unglück berechnet; wenn er die frohen und zufriedenen Augenblicke mit den unangenehmen parallesirt; wenn er die intensive und extensive Stärke derselben bestimmt, und sich durch das vermeintlich gefundene Übergewicht der Leiden über die Freuden zur Begehung des Selbstmordes verleiten läßt.

Um deswillen helfen auch alle Vernunftgründe, alle Vorhaltung von Pflichten nichts, wenn sich jemand zum Selbst-

morde einmal bestimmt hat. Sagt dem Sensualisten immerhin, daß seine Leiden vielleicht nur vorübergehend sind, daß ihm bald eine heitre Zukunft anlächeln könne, daß sich die Dinge in der Welt oft unerwartet ändern; wechselt auf tausend mögliche Art mit diesem Argumente, führt ihm hundert Beispiele zu Belegen dieser Wahrheit an; er wird euch immer antworten: bei mir kann dies nicht der Fall seyn, die Zukunft kann nicht besser als die Gegenwart werden. Laßt ihn das Lächerliche seiner Behauptung fühlen, nennt ihn den dreizehnten kleinen Propheten, daß er in die Zukunft so genau und deutlich sehen kann; er wird entrüstet, wie alle Propheten, wenn man an ihrer Seherkraft zweifelt, und behauptet nun um so zuversichtlicher, daß er sein künftiges Schicksal im Bilde des gegenwärtigen nur zu deutlich erkenne. Sagt ihm immerhin, daß er eine falsche Rech-

nung mache, und sich zu viel anmaße, wenn er behauptet, für die Welt nicht mehr nützlich seyn zu können; er weiß besser als ihr, wie viel körperliche und geistige Kräfte er habe, wie viel oder wenig Kenntnisse er besitze, u. s. w. Erinnert ihn immerhin an die Pflichten des Ehegatten, Vaters, Sohns, Staatsbürgers u. s. w., ihr werdet nichts gegen ihn ausrichten, wofern ihr nicht sein Gefühl für alle diese Pflichten zu beleben versteht; denn sein letzter Grund, auf den er immer zurückkommt, ist: mein Gefühl ist mir unerträglich. Mit diesem schlägt er alle eure künstlichen Abmahnungsgründe auf einmal todt; er ist in seiner Hand eine herkulische Keule, der nichts widerstehen kann.

Wie könnten auch überhaupt Vernunftgründe gegen einen Menschen, der die Vernunft nur halb gebraucht, etwas ausrichten? Gefühle entscheiden allein über

ihn; man muß das herrschende Gefühl schwächen, oder ein eben so starkes Gefühl zu erregen suchen, damit der Kampf zwischen beiden die Seele unschlüssig lasse. Oft helfen sogar medizinische Mittel, und für manchen Selbstmörder hätte man die Recepte aus der Apotheke holen sollen.

Wenn übrigens der tragische Ausgang des Selbstmordes bei manchem Sensualisten nicht statt findet, so kommt dies entweder daher, daß frühere bessere Grundsätze noch immer einen geheimen unmerklichen Einfluß auf die Seele haben, und der Entsittlichung des Sensualismus entgegenarbeiten; oder der Grund davon liegt bloß in dem kleinen Umstande, daß man nicht in Lagen kam, um einen vollständigen Gebrauch von seinem Systeme zu machen. Daß der Selbstmord demselben sehr gemäß sey, und nothwendig daraus folge, erhellet auch daraus, daß

Epicur, bekanntlich ein eifriger Verthei- diger des Systems, ihn in Schutz nahm.

Wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, so sagt sie uns, daß in der bürgerlichen Gesellschaft der Selbstmord um so mehr zunehme, je mehr der Sensualismus das herrschende System der Staatsbürger wird. Rohe und ungebildete Nationen machen sich noch keinen Lebensplan, bilden noch keine moralischen Systeme, nach denen sie ihre Handlungen bestimmen. Sie können mithin auch nicht als Beweise dienen, was Meinungen auf den Selbstmord vermögen, und wenn wir auch annehmen wollten, daß der praktische Sensualismus vorzüglich bei ihnen herrsche, so finden sich auch anderseits sehr viele Ursachen, die den schädlichen Wirkungen desselben in Absicht des Selbstmordes verbeugen. Eine stärkere kraftvollere Natur, die gegen die Beschwerden des Lebens abgehärtet ist, eine Ge-

wöhnung an die Ungemächlichkeiten der Witterung, des Klima's und Landes, an der Entbehrung von tausend Gemächlichkeiten des cultivirten Standes, an den Gefahren, die täglich dem Leben und der Gesundheit drohen, eine fast unglaubliche Sorglosigkeit in Absicht der Zukunft *), die überhaupt von dem großen Mangel des Nachdenkens zeugt; diese und andern Ursachen mehr verhindern den sogenannten Wilden, wenn er unserer Meinung nach auch das unglücklichste Leben führt, sich den Tod selbst zu geben. Wenigstens ist der Selbstmord bei uncultivirten Nationen bei weitem so häufig nicht, als der weichliche, verwöhnte und entnervte Sensualist einer üppigen Stadt vielleicht glaubt. Die nordamerikanischen Wilden beweisen uns wenigstens,

*) Der rohe Naturmensch verhandelt heut seinen Bogen ohne den er vielleicht morgen Hungers stirbt.

welche körperliche Schmerzen der Mensch zu ertragen im Stande ist. Die bloße Erzählung der Reisebeschreiber von den ausgesuchten Qualen, womit sie ihre gefangenen Feinde zu Tode martern, empört die Phantasie des cultivirten Menschen, und die Gleichgültigkeit womit der Gefangene diese Martern erträgt oder gar vermehrt, reißt uns zum Erstaunen hin. Von geistigen Gefühlen unangenehmer Art weiß der Wilde nichts; diese gehören bloß zum Luxus des Cultivirten.

Sobald der Mensch den Stand der thierischen Rohheit verläßt, und die moralischen Gefühle sich bei ihm entwickeln, finden sich auch die religiösen Vorstellungen ein, und in der Hölle aller Nationen finden die Selbstmörder ihre Bestrafung, welche freilich der gebildeten Vernunft oft sehr phantastisch erscheint, aber hinreichend ist, wenigstens viele vom Selbstmorde abzuhalten.

Bei

Bei cultivirten Nationen trift man die größte Anzahl von Selbstmördern da an, wo Reichthum und Überfluß herrschen. Je ärmlicher ein Land ist, je mühsamer die Bewohner desselben dem Boden ihren spärlichen Unterhalt abtrotzen müssen, desto weniger weiß man von Selbstmördern. In dem überreichen England ist es gewiß nicht bloß das feuchte Klima, welches so viele Selbstmörder erzeugt; das noch feuchtere Irland bringt ungleich weniger hervor. Auf dem Lande ist der Regel nach der Selbstmord seltner als in den reichern Städten; und grade in den dürftigsten Ständen jedes cultivirten Landes nehmen sich verhältnißmäßig weniger Menschen selbst das Leben, als unter den reichern, wohlhabendern Ständen. Weichlichkeit, Verzärtelung und Überfeinerung, die gewöhnlichen Folgen des Reichthums und des Sensualismus, bringen die meisten Selbstmörder hervor.

Nur der reiche englische Lord, der die Freuden des Lebens in der ungeheuren Hauptstadt bis auf die Hefen ausgetrunken hat, ersäuft sich in der Themse; der rüstige Arbeiter, welcher im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdient, weiß selten oder nie etwas von Lebensüberdruß und vom Spleen. Wenn das letzte Bestreben aller, oder vieler Menschen eines Landes, Gemächlichkeit wird, wenn comfortable live das Losungswort eines jeden wird, kurz, wenn der Sensualismus um sich greift, so vermehren sich nothwendig die Selbstmorde.

In dem christlichen Europa liegen aber jetzt viele Nahrungsmittel für diesen Sensualismus, der die Staaten und die Menschen in demselben allmählig entsittlicht. In den großen, volkreichen und üppigen Städten finden sie sich am häufigsten, und verbreiten sich von da nach allen Richtungen. Die mannigfaltigen Künste, wel-

che für die Bequemlichkeiten und Bedürfnisse des Lebens arbeiten, haben einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß sie dem Sinnlichkeitssystem erstaunlichen Vorschub thun. Eine Menge Bequemlichkeiten ist bereits unter die Zahl der nothwendigsten Bedürfnisse versetzt worden, und niemand kann bestimmen, ob das, was heute noch als Beweis einer zu weit getriebenen Gemächlichkeit angesehn wird, über einigen Jahren nicht als dringendes Bedürfniß betrachtet wird. Das Christenthum, welches zwar den Selbstmord nicht ausdrücklich verbietet, dessen ganze Tendenz aber denselben unmöglich macht, ist in der großen Gährung, die es am Ende des vorigen Jahrhunderts erfahren hat, wenigstens als Religion so sehr in Mißkredit gekommen, daß es nothwendig als Moral nur einen geringen Einfluß haben kann, und um so geringern, da einige Staaten, freilich

nur eine kurze Zeit hindurch, die Religion gänzlich von ihrer Sorge ausschlossen. Der Fehlgriff war freilich zu arg, als daß man ihn nicht zeitig hätte bemerken und den Schaden wieder gut zu machen bemüht seyn sollen.

Da also auf der einen Seite den Sinnen eine weit größere Summe reizender Gegenstände vorgehalten wird, da diese Gegenstände eine größere Anziehungskraft bekommen haben, und auf der andern Seite die strengen moralischen Lehren des Christenthums an Ansehn und Gewicht viel eingebüßt haben, so ist es in der That kein Wunder, wenn der demoralisirende Sensualismus immer weiter um sich greift und den Selbstmord vervielfältigt.

Sollten daher die Staatsverweser es der bürgerlichen Gesellschaft für zuträglich finden, dem Selbstmorde zu steuern, so liegen hierin auch die Winke zur Auf-

findung der Mittel. Der Sensualismus muß zerstört, seiner weitern Verbreitung Schranken gesetzt, und so dem Laster, das zur Selbstentleibung führt, vorgebaut werden. Zwar wird der Staat die Verbrechen nicht gänzlich unmöglich machen können, aber sie vermindern, das steht in seiner Gewalt. Und wodurch? etwa durch Einschränkung des Luxus? Wenn die Industrie dadurch auch nicht gestört, und einer Menge von Menschen der Lebensunterhalt wenigstens geschmälert würde, so scheint es doch, daß alle Gesetze, welche den übermäßigen Aufwand in Kleidern, Möbeln u. s. w. verhindern sollen, ihres Zweckes verfehlen. Die Erfahrung scheint wenigstens dies zu lehren.

Aber es giebt ein anderes Mittel, das weniger gewaltsam wirkt und weniger verhaßt wäre, das zwar langsam, aber desto sicherer zum Ziele führte. Dies ist die genauere und innigere Verbindung

der Kirche (d. h. der Inbegriff aller Lehranstalten, besonders derer, welche die Moral zum Gegenstande haben) mit dem Staate. Zwar leben beide schon jetzt in einer Art von Ehestande, aber es ist mehr Concubinat als vernünftige Ehe. Der despotische Eheherr gebietet nur zu oft der gekauften Sklavin auf eine tyrannische Weise. Sein Wille ist unbedingt, die Sklavin darf keinen eigenen Willen haben; sie ist bloß zum Gehorchen bestimmt, um den oft unnatürlichen Lüsten des gestrengen Herrn zu fröhnen. In einer gültigen Ehe soll aber die Vernunft herrschen, sie finde sich nun in der Person des Mannes oder des Weibes. Der Staat erhebe die Kirche zur rechtmäßigen Gattin, indem er sie der Leibeigenschaft entbindet. Er ehrt sich dadurch selbst und nützt der bürgerlichen Gesellschaft, indem diese dadurch zu einer ehrwürdigen platonischen Republik wird, ohne die klein-

lichen Formen an sich zu tragen, die der berühmte griechische Philosoph seinem Staate gab. Es ist nicht zu leugnen, daß die europäischen Staaten wenigstens negativ erstaunlich viel beigetragen haben, die ehrwürdige Moral des Christenthums, welche dem niedrigen Sensualismus entgegen arbeitet, in Verachtung zu bringen. Der dadurch bewirkte Schaden ist zu sichtbar, als daß er nicht zu schleunigen Gegenmitteln auffordern sollte. Gebührende Achtung gegen das Christenthum als eine moralische Lehre, die jedem Laster steuert, ist nothwendig, wenn die vermehrten Selbstmorde vermindert werden sollen.

Die alte christliche Kirche bestrafte die Selbstmörder durch Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses. Wäre es nicht vielleicht rathsam, diese alte Strafe unter einigen Modificationen wieder herzustellen? Es scheint, daß bloß ein falsch

verstandenes Mitleiden jenes Strafmittel in Mißkredit gebracht habe. Freilich wird der Selbstmörder dadurch nicht in Anspruch genommen, so wie überhaupt der Zweck aller Strafen: Besserung des Bestraften, nicht an ihm erreicht werden kann. Aber als Abschreckungsmittel dient es wenigstens für andere, und wer kann bestimmen, ob nicht das Gefühl vor Schande manchen Sensualisten ehedem vom Selbstmorde abgehalten hat? Wer sich bloß durch Gefühle zu Handlungen bestimmen läßt, der kann eben so gut durch ein anderes Gefühl, das plötzlich die Oberhand bekömmt, zur Unterlassung einer beschlossenen That bestimmt werden. Die Erfahrung ist nicht selten, daß sinnliche Menschen einen reiflich überlegten Plan bloß darum bei Seite legen, weil eine unbedeutende Kleinigkeit, die sie sich zu sagen schämen, dazwischen trat. Wer sich durch das Gefühl einer nahebevor-

stehenden Schande zum Selbstmorde entschließen kann, wird sich unter Umständen eben so gut zur Unterlassung desselben durch eine entfernterliegende Schande bestimmen lassen.

Und entehrt sich nicht der Selbstmörder, der sich durch seine Gefühle zur Entleibung hinreißen läßt? thut er nicht auf seine Menschenwürde als elender Sensualist Verzicht? Erniedrigt er sich nicht dadurch zum Thier? Warum sollte ein Mensch, der im Leben auf die Ehre, ein Mensch zu seyn, so leichtsinnigerweise Verzicht leistete, nicht allenfalls noch im Tode beschimpft, oder wenigstens für ehrlos erklärt werden? Feigheit entehrt den Menschen, und der Sensualist, der um eines lästigen Gefühls willen aus dem Reiche der Lebenden läuft, ist ein verächtlicher Feigling, der es nicht verdient, auch im Tode neben denen zu ruhen, die standhaft ausgehalten haben. Der Selbst-

mord erfordert zuweilen einen großen Aufwand von Kraft, und dann macht er auf unsre Achtung mit Recht Ansprüche; aber wo er aus dem bloßen Mangel an Kraft entspringt, da ist und bleibt er verächtlich. Man sollte daher das Vorurtheil des gemeinen Mannes, der einen Selbstmörder anzufassen sich scheut, mit mehr Schonung bekämpfen. Es fließt zum Theil aus dem sehr triftigen Grunde, daß der Selbstmord gewöhnlich aus entehrenden Ursachen, begangenen Verbrechen, oder selbstverschuldetem Wahnsinne entsteht.

Vielleicht wäre es nicht uneben, die Einrichtung mancher alten griechischen Staaten wieder einzuführen, daß der Selbstmörder vor Begehung seiner That die Gründe angeben müßte, die ihn zu derselben bestimmen, und daß ihm nach den Umständen dieselbe erlaubt oder untersagt würde. Das letztre würde natür-

lich größtentheils, fast immer der Fall seyn. Die Griechen waren ein höchst sinnliches Volk; es scheint fast, als hätten die Staatsverweser jenes Gesetz gegeben, um dem Sensualismus ihrer Landsleute vorzubeugen, oder ihn wenigstens in gewissen Schranken zu halten.

STADTBIBLIOTHEK
* AUGSBURG *

Sen (Bio)

Bildersaal

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bildersaal seltener Selbstmörder Ein Beitrag zur Beurtheilung der Sittlichkeit des Selbstmordes

Berlin 1804

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 77
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279809-5